

# Existenz und Logos

Zeitschrift für sinnzentrierte Therapie - Beratung - Bildung, 18. Jahrgang, Heft 18/2010

---

## Inhalt

---

*Editorial: Logotherapie – eine sinnzentrierte Therapie?* . . . . . 3

*Logos-Notizen*

**Peter Suchla**

„Denk ich an Deutschland in der Nacht“ . . . . . 4

### I. Beiträge

---

**Werner Reiland**

Sinn und Sein

Philosophische Betrachtungen . . . . . 6

**Gottfried Matthias Spaleck**

Vom Zwerg zum Riesen

Aspekte einer erweiterten logotherapeutischen Noodynamik I . . . . . 34

### II. Falldarstellungen

---

**Florian Wöss**

Sinnfindung an der Grenze

Sterbebegleitung im Geist der Logotherapie . . . . . 48

### III. Logos-Geschichten

---

**Susanne Petermann**

Freiraum . . . . . 54

**Norbert Kremser**

Einer trage des anderen Last? . . . . . 55

### IV. Rezensionen

---

**Thomas Görnitz / Brigitte Görnitz**, Die Evolution des Geistigen.

Quantenphysik – Bewusstsein – Religion (*Otto Zsok*) . . . . . 57

**Winfried Rohr**, Viktor E. Frankls Begriff des Logos (*Peter Suchla*) . . . . . 61

## Inhalt

---

<b>Ioan Vik</b> , Gottes Heil im Glück des Menschen. Die Vermittelbarkeit immanenter und transzendenter Vollendungsvorstellungen unter Berücksichtigung der menschlichen Sinnorientierung in der Logotherapie Viktor E. Frankls ( <i>Otto Zsok</i> ) . . . . .	63
<b>Kerstin Oppermann</b> , Wozu Leben? Logotherapeutische Biografiearbeit. Mit einem Beitrag von Elisabeth Lukas ( <i>Peter Suchla</i> ) . . . . .	71
<b>Uwe Böschmeyer</b> , Du bist viel mehr. Wie wir werden, was wir sein könnten ( <i>Otto Zsok</i> ) . . . . .	73
<b>Uwe Böschmeyer</b> , Du bist mehr als dein Problem. Uli – eine ungewöhnliche therapeutische Begegnung ( <i>Otto Zsok</i> ) . . . . .	77
<b>Elisabeth Lukas</b> , Der Freude auf der Spur. Sieben Schritte, um die Seele fit zu halten ( <i>Otto Zsok</i> ) . . . . .	81
<b>Peter Stamm</b> , Sieben Jahre ( <i>Cornelia Schenk</i> ) . . . . .	85
<b>Philip Roth</b> , Jedermann/Everybody ( <i>Cornelia Schenk</i> ) . . . . .	87
<b>Oscar Brenifier</b> , Philosophieren mit neugierigen Kindern ( <i>Rena Cornelia Lange</i> ) . . . . .	89
<b>V. DGLE-Nachrichten</b>	
Nachruf auf Nossrat Peseschkian . . . . .	91
Stellungnahme der Sektion Medizin/Psychotherapie zur Frage nach der Anerkennung der Logotherapie als Richtlinientherapie . . . . .	93
Veranstaltungen . . . . .	95
<i>Hinweise für Autorinnen und Autoren der Zeitschrift</i> . . . . .	96

## EDITORIAL

*Logotherapie ist sinnzentrierte Therapie* – so die vielleicht meistverbreitete Definition. Stimmt sie noch? Sicher. Ist sie hinreichend? Nein.

Hinreichend mag sie vor einem halben Jahrhundert gewesen sein, als die Logotherapie sich durch diesen Fokus von anderen Psychotherapien abhob. Doch das hat sich geändert. Heutzutage ist der Schriftleitung keine psychotherapeutische Richtung bekannt, die es sich nicht zum Ziel setzte, Menschen zu einem sinnvollen Leben zu inspirieren. Diese verbreitete Wertschätzung von Sinn muss man nicht bedauern, im Gegenteil. Bedauerlich ist eher der inflationäre Gebrauch von Sinn in der Werbung, etwa wenn sich der Satz „Dem Leben Sinn und Werte geben“ wörtlich als Motto auf dem Prospekt eines Esoterik-Verlages findet, der Bücher über Chakra-Mudra, Karma, Feng Shui u. dgl. anbietet.

Wenn aber das Adjektiv *sinnzentriert* nicht mehr zur Definition von Logotherapie ausreicht, wie kann man Logotherapie dann hinreichend definieren? Anders gefragt: Wenn alle Psychotherapien den Sinn auf ihre Fahne schreiben, was ist dann darüber hinaus das Charakteristikum von Logotherapie?

Dafür gibt es eine klare Antwort: Es ist das Welt- und Menschenbild Viktor Frankls, also die Art, wie Logotherapeuten die Welt bzw. das Leben sehen, wie sie sich selbst und insbesondere ihre Klienten wahrnehmen und wie sie demzufolge mit ihren Klienten interagieren. Vermutlich ist dieses Welt- und Menschenbild in viel stärkerem Maße heilkräftig, als Methoden es je vermögen – und Sinnfokussierung ist selbstverständlich eine Methode, auch wenn sie in der Literatur bei Auflistung logotherapeutischer Methoden zumeist fehlt (das Phänomen, dass man Offensichtliches übersieht, gilt nicht nur für die sprichwörtliche Suche nach der Brille auf der Nase).

Als Methode bleibt die Sinnfokussierung freilich nach wie vor für die logotherapeutische Arbeit essentiell, daher bringt dieses Heft u. a. einen Beitrag, der das Wort „Sinn“ thematisiert, und zwar über den alltagssprachlichen Gebrauch des Wortes hinaus in einer philosophisch reflektierten Form.

*Die Schriftleitung*

## LOGOS-NOTIZEN

Peter Suchla

### „Denk ich an Deutschland in der Nacht ...“

Diese Zitat aus Heinrich Heines Werk *Nachtgedanken* fällt mir häufig ein, wenn ich im deutschen Fernsehen Nachrichtensendungen sehe. Man achte auf die Nachrichten in den Bereichen Politik und Soziales innerhalb Deutschlands: Um diese Nachrichten kurz und präzise zu charakterisieren, genügt es in der Regel, „Es geht um mehr Geld“ zu sagen. Unfassbar, welchen Stellenwert Geld in unseren Nachrichtensendungen hat. Außenstehende können nur noch den Kopf schütteln: In einem der objektiv reichsten Länder dieser Erde dreht sich anscheinend alles Denken um mehr Geld. Jede einzelne dieser Geldforderungen mag noch so gut begründet sein, dennoch ist das, was in den täglichen Nachrichtensendungen auf uns hernieder prasselt, erschütternd: Als sei in diesem Land der höchste Wert das Geld. Gibt es genug davon, sind buchstäblich alle Probleme lösbar, gibt es zu wenig davon, sind selbst bare Selbstverständlichkeiten sofort infragegestellt. Stimmen diese Prämissen, an die sich Deutschland offenbar gewöhnt hat? Löst Geld wirklich alle Probleme? Wird ohne Geld alles zwangsweise hinfällig? Zyniker werden beide Fragen sofort bejahen. Logotherapeuten sehen das freilich anders. Sie wünschen sich weniger Debatten über Gelder und mehr Debatten über verantwortlich-kreatives Handeln.

Bleiben wir vorerst auf der „Mehr-Geld“-Ebene: Wie ist es möglich, dass es in Deutschland Gemeinden gibt, die keinerlei Schulden mehr haben (z. B. kleinere Gemeinden wie Langenfeld oder größere wie Düsseldorf)? Sind denn nicht alle Gemeinden ohne Ausnahme gezwungen, wegen Geldmangel öffentliche Einrichtungen zu schließen, Straßenschäden zu ignorieren, Baumaßnahmen an Schulen und Krankenhäusern auf die lange Bank zu schieben? Sind sie nicht. Wir haben uns nur allzu sehr daran gewöhnt, den „Mehr Geld“-Rufern Gehör zu schenken, als dass wir noch stutzen würden, wenn wieder einmal Millionen-Beträge mitsamt der Drohung, andernfalls sei dies oder das nicht zu gewährleisten, auf der Forderungsliste stehen. Wenn tagein tagaus Geldbeträge gefordert werden, hinterlässt das in uns Spuren, ob wir wollen oder nicht. Und je länger das geschieht, um so stärker wird das Gefühl, dass dieses Land offenbar Not leidet. Nur ein abgetrotztes Innehalten, ein bewusstes Sich-dagegen-Stemmen kann uns den Irrsinn daran erkennen lassen. Nein, dieses Land leidet keine Not. Nein, Schuldenmachen ist kein unverrückba-

res Prinzip der politischen Gestaltung von Kommunen. Nein, Geldausgeben ist nicht der einzige Daseinszweck unserer politischen Verantwortungsträger usw. erinnert sich noch jemand daran, dass Deutschland einen geradezu beispielhaften Boom erlebte, bevor die jüngste Rezession kam? In dieser Boom-Zeit flossen unvorstellbare Einnahmen in die Kassen von Staat und Kommunen, mit 18,2 Milliarden Euro „die höchsten Einnahmen aller Zeiten“, wie das Innenministerium als oberste Kommunalaufsicht erklärte. Wo sind diese Einnahmen geblieben? Hat irgendjemand davon Rücklagen gebildet, wie es jeder verantwortungsvoll handelnde Privatmann tun würde? Fragen dieser Art kommen, wenn man sich zum Innehalten zwingt und nicht mehr einfach schluckt, was die Geldeintreiber mit erhobenem Zeigefinger und tieferster Miene auftischen.

Wechseln wir auf die Ebene „Verantwortlich-kreatives Handeln“ und damit zwangsläufig zu den Werten als den grundlegenden Orientierungsmaßstäben menschlichen Handelns. Ist Geld nicht nur nützlich und hilfreich, sondern auch werthaltig? Verfehlt also, wer Geld nicht als erstrebenswertes Lebensziel betrachtet, sein Leben? Sind sittliche Werte in irgendeiner Weise geldabhängig? Kann man Menschen nur dann für Werte begeistern, wenn man ihnen für deren Umsetzung Geld anbietet? Kann man ethische Einstellungen und Handlungsweisen kaufen (bzw. durch Lohn oder Lohnerhöhungen erreichen oder garantieren)? Übernimmt nur derjenige Verantwortung (z.B. dafür, wie mit niedrigem Budget, aber kreativen Ideen eine Gemeinde prosperieren kann), der dafür gut bezahlt wird? Die Fragen sind rhetorisch, und jeder weiß das. Wenn Werte wirklich geldabhängig wären, würde das soziale Leben in unserem Land kollabieren. Umgekehrt: Nur wenn Menschen Werte leben, ohne sie von Geldzuwendungen abhängig zu machen, hat die Gesellschaft Bestand. Warum aber beherrscht Geld dann exzessiv unsere Nachrichtensendungen? Verfügen unsere staatlichen Organe vielleicht über zu viel davon? Könnte es sein, dass es dort, wo es nichts zu verteilen gibt, auch kein medienwirksames, die Nachrichten dominierendes Gezerre über das größte Stück Kuchen gibt? Oder ist diese These zu einfach? Liegt es an den Nachrichten-Redakteuren, die das Thema Geld für besonders medienwirksam halten? Wenn ja, warum tun sie das?

Haben Sie, liebe Leserin, lieber Leser, eine Erklärung für diese überbordende Medienpräsenz des Geldes und für das beinahe komplette Versiegen werthaltiger Berichte in Deutschlands Nachrichten?

# I. BEITRÄGE

Werner Reiland

## Sinn und Sein

Eine philosophische Betrachtung

### Vorbemerkung

Sinn und Sein sind die zentralen Gegenstände der Philosophie. Ihre Zweiheit zeigt schon die Sprache an: „Es ist“ und „Es sei“ – das Sein und der Indikativ auf der einen Seite, der Sinn, das Wollen und Sollen, der Konjunktiv bzw. Optativ und Imperativ auf der anderen Seite. Der Sinn ist vorrangig. Der Mensch will immer zuerst etwas, und sei es, dass er das Sein erkennen will. Die Kernfrage lautet: Was ist Sinn, was hat Sinn?

Sinn darzustellen fällt aus verschiedenen Gründen schwer. Einmal weil der Sinn den Kern unseres Wesens ausmacht und uns nie von der Seite weicht. Stellen wir ihn dar, ist das Dargestellte im Akt der Darstellung immer schon dabei. Die *Selbstbezüglichkeit* ist total. Es ist das „Nasenspitzenproblem“: Der Blick ist erschwert, weil wir vom Sinn nicht Abstand gewinnen können. Einseitige Darstellungen liegen nahe; sie können die Reaktion auslösen: „Mit der Sinnfrage komplizieren wir nur unser Leben, also stellen wir sie nicht.“

Die zweite Schwierigkeit liegt im Folgenden: Sinn ist seinem Wesen nach Wünschen und Wollen, kurz: Streben – Streben finden wir aber auch allenthalben außerhalb des menschlichen Bereichs. Tiere streben – die Katze wird von der Maus magisch angezogen –, Pflanzen streben zum Licht, selbst der unbelebten Welt ist Streben nicht fremd: Wassertropfen streben zum Grund des Wasserfalls; chemische Reaktionen streben zu einem Zustand mit minimalem Wärmegehalt und maximaler Unordnung (Entropie). Der *Mensch*, sagt man, strebt als „Mängelwesen“ in besonderem Maße. Ist sein Streben etwas grundsätzlich anderes oder bloß eine Variante des allgemeinen Strebens? An dieser Stelle liegt es nahe, das Humanum zu definieren und insbesondere gegenüber *Tieren* abzugrenzen. Der Versuchung zur Exaktheit sollten wir jedoch widerstehen, sonst würden wir in große Schwierigkeiten geraten. Sie überfordern den transzendentalen Ansatz, der uns den klarsten philosophischen Zugang zum Sinn verspricht. Bei ihm ermitteln wir in Selbstbetrachtung die Grundvollzüge unserer Existenz, die wir nicht hinweg denken können. Zwar spüren wir, dass wir solche Erkenntnisse sehr viel eher auf andere erwachsene Menschen als auf Hunde übertragen können. Dennoch gibt der

transzendente Gedanken weder für eine genaue Grenze zwischen Mensch und Tier noch zwischen Erwachsenen und Kleinkind etwas her. Bei philosophischen Überlegungen sollten wir deshalb die Frage des „Geltungsbereiches“ außer Betracht lassen.

Die dritte Schwierigkeit liegt in unserem Gefühl, mit „ich will“ oder „ich habe im Sinn“ etwas Einfaches gesagt zu haben. Das ist ein Irrtum, den wir zunächst überwinden müssen. Der Sinn ist tief und reich an Facetten. Das wird sich sogleich zeigen.

### 1. Streben nach Erfüllung

Sinn erwächst aus dem Sein, genauer: aus dem Zyklus des Seins. Die Welt ist eine Folge von Leben und Tod, Tag und Nacht, Sommer und Winter. Ununterbrochen dreht sich das Rad. Das gilt auch für Bedürfnis und Erfüllung und das Streben, das zwischen ihnen steht. Der Mensch strebt, solange er lebt. Immer braucht er etwas. Am Anfang von Streben und Sinn stehen Mangel, Not und Hunger. Im Kreislauf folgen dem Hunger Essen und Sattsein, dann erneuter Hunger. Natürlich kennen wir auch Zeiten der Ruhe und des Genießens. Aber im Grunde bewegt sich das Leben ständig zwischen der Spannung des Bedürfnisses und der vorübergehenden Spannungslosigkeit der Erfüllung. Sinn ist paradox: Du willst irgendwo hin, und wenn du dort bist, bleibst du nicht und willst weiter – wie der „Reise-Esel“ in einem der Bilderbücher von Janosch: Am Ziel angekommen, reist er sofort weiter. Wir stehen unter einem „*Lebensdruck*“: Das Leben zwingt uns voran; zu langer Stillstand wäre Verfall und Rückschritt.

So wird aus dem Geschehen *Ethos*; aus dem Sein erhebt sich der Sinn. Sattsein ist nicht bloß Zustand, sondern Ziel. Es ist nicht nur, es soll sein. Durch und über das Sein ertönt der *Ruf des Sinnes*. Streben geschieht nicht in blinder Umtrieblichkeit des Subjekts, sondern folgt einem Ruf – so wie die im Wasserfall stürzenden Tropfen von der Tiefe der Erde „gerufen“ werden. Dieser „Ruf“ zielt freilich nur auf den Ausgleich von Spannungen, wie sie – die Physiker sprechen von potentieller Energie – durch die Höhe des Wassers vor dem Fall gegeben sind. Auch die Stillung des Hungers gleicht Spannungen aus. Der im menschlichen Sinnstreben beschlossene „Ruf“ geht indessen weiter als in solchen einfachen Beispielen. Er ruft nicht nur zur Lösung der Spannung, zur Behebung der Not, zur Stillung der Bedürfnisse; er ruft nach mehr. Die Vielschichtigkeit dieses „Mehr“ wird sich in den weiteren Überlegungen erschließen, blicken wir zunächst auf das Offenkundige: Nicht nur soll der Hunger gestillt, sondern das Essen genossen werden; nicht nur soll die Armut überwunden, sondern Reichtum erworben werden. Zwar

können die Verhältnisse in die Resignation zwingen; sonst aber ist der Drang zu Ausdehnung und Erweiterung unverkennbar. Die Vitalisten wollten dahinter einen Lebensdrang („elan vital“) sehen. Das mag auf sich beruhen; auch bei nüchterner Betrachtung ist klar: Der Sinn drängt; er will mehr. Er will nicht nur die Kosten decken, sondern den Ertrag steigern.

Das ist quantitativ gemeint – mehr Geld, mehr Besitz, mehr Macht – und insbesondere qualitativ – nicht nur mehr, sondern Besseres und vor allem Neues. Dies bezeichnet die reife Form des Sinnes: *Er ist schöpferisch*. Gleichsam als Abenteurer zieht er durch die Welt und erschließt neue Gebiete. Auf dieser Ebene ist nicht mehr nur die Überwindung der Spannung durch Spannungslosigkeit das Ziel. Vielmehr schließt der schöpferische Sinn die bewältigte Spannung sozusagen als Beute in sich ein und genießt sie wie in einem spannenden Film; dialektisch ausgedrückt: Er hebt sie in sich auf. Es kann sich um Spannungen im Wortsinne handeln oder nur um Verschiedenheit. Denn auch das Verschiedene wirkt durch die Spannen zwischen sich gespannter als die spannungslose Gleichförmigkeit. Derart kann der von Not befreite Sinn die bunte Vielfalt der Welt in seine Schöpfung eingliedern, in eine Sammlung von Münzen, Briefmarken oder Käfern oder in einen von den verschiedensten Blumen überreichen Garten.

So erhebt sich der Sinn über das Sein. Doch grundsätzlich bleibt er auf dieses bezogen. Er kommt aus dem Sein und zielt ins Sein, will sich in ihm verwirklichen. Vorstellungen haben die Tendenz, sich zu verwirklichen. Sinn braucht Sein, will und sucht Sein. Er fragt, ob das Sein „Sinn hat“, das heißt: Erfüllung verspricht. Völlig geht er im Sein nicht auf und bleibt in Maßen selbständig. Darum kann er sich auch selbst befriedigen, „im eigenen Saft schmoren“. Sein Eigentliches ist das jedoch nicht, das ist immer das „Fremdgehen“ zum Sein.

Das Sein begleitet die verschiedenen *Stadien der Sinnerfüllung*. Am Anfang stehen auf der einen Seite die Not und das Bedürfnis des Menschen, dazu die äußeren Schranken seines Handlungsspielraums – auf der anderen Seite seine Macht und Möglichkeiten aller Art, von physischer Kraft über Geschicklichkeit und finanzielle Mittel zu sozialer Unterstützung. Man spricht in diesem Zusammenhang von Handlungsfreiheit und betrachtet in Anlehnung an die Mechanik die Freiheitsgrade, die dem Handeln offen stehen. Die helfenden Ausgangsbedingungen der Sinnerfüllung kann man auch als Dispositionen bezeichnen oder – etwas farbiger und in einem ganz allgemeinen Verständnis – als Stärken oder *Stärke*.

Dem Abschätzen der Stärkeverhältnisse folgt die wirkliche Auseinandersetzung, der eigentliche Erfüllungsprozess. Sein als Gegen-Stand des Sinnes



ist *Erfüllung und Widerstand*, positives und negatives Moment zugleich. Zwischen den Momenten bestehen enge Zusammenhänge. Selbst im günstigsten Fall enthält die Erfüllung ein negatives Moment, insofern sie immer etwas kostet: Kraft, Nerven, Zeit, Geld sowie die anderen Lebensmöglichkeiten, die zeitgleich vernichtet werden, nicht nur – wie oft – die fremden, sondern auch die eigenen. Die Verwirklichung der einen Alternative schließt die der anderen aus. Habe ich mich für den Badeurlaub entschieden, dann habe ich den Bergurlaub zurückgestellt, vielleicht für lange oder immer. Alles im Leben kostet etwas, umsonst ist der Tod.

Über den Widerstand des Seins ist nicht viel zu sagen; den kennen wir. Nicht immer haben wir freie Bahn; oft meinen wir, es hat sich die ganze Welt gegen uns verschworen. Dinge stehen ebenso entgegen wie die Bestrebungen anderer Menschen. Wiederum mag sich im negativen ein positives Moment verbergen: Wenig Spaß macht das Match mit einem viel schwächeren Tennis-Partner, der kaum Widerstand entgegensetzt; spannend dagegen ist der zähe Kampf mit dem ebenbürtigen Gegner. Konflikte können uns stärker und reifer machen; sie können uns herausfordern und reizen. Erneut zeigt sich die Paradoxie des Sinnes: Natürlich streben wir Enttäuschungen, Leid und Lebensbrüche nicht an und sollen es auch nicht; dennoch treiben gerade solche Bitterkeiten unsere Entwicklung voran.

Am Ende des Prozesses schließt sich der Kreis. Wurden wir nicht enttäuscht, dann erreichen wir die begehrte Erfüllung. Die Spannung löst sich, und es kehrt vorläufig wieder Ruhe ein.

Der Sinn hat, wie gesagt, eine Doppelnatur; er ist Geschehen und „Ruf“ zugleich. Mit den Stadien der Sinnerfüllung verbinden sich daher die entsprechenden *Sinnziele*. Auf der Ausgangsstufe geht es um die Voraussetzungen des Handelns. Ich kann oft nicht direkt auf die gewünschte Erfüllung zusteuern, sondern muss mir erst die nötige Stärke, die Dispositionen und Mittel verschaffen. Es ist das Ziel der *Mehrung*, Mehrung der Stärke. Als wichtiger Sonderfall gehört dazu die *Erhaltung*: Bevor ich Plus machen will, muss ich Minus vermeiden; bevor ich mit dem Geschäft expandiere, muss ich es stabilisieren. Das gilt nicht nur für einzelne Dispositionen oder Stärken, sondern für die Grunddisposition schlechthin: mich selbst. Zunächst kommt die Selbsterhaltung, die Erhaltung meines Lebens und meiner Gesundheit; erst danach ist Zeit und Raum für Beutezüge. Bei Tieren steht die Selbsterhaltung ganz im Vordergrund, und auch für Menschen wollten sie manche mit dem Sinnstreben nahezu gleichsetzen. Damit würde das typisch menschliche Verlangen nach Mehrung verkannt. Selbsterhaltung ist nur dessen – allerdings wichtiger – Spezialfall.

Mehrung oder Stärkung versteht sich oft quantitativ. Das einfachste, aber beileibe nicht einzige Beispiel ist das *Geld*. Vor dem Hausbau oder der Urlaubsreise muss ich erst Geld verdienen – und um genügend Geld zu verdienen, muss ich erst kräftig arbeiten oder meine Beförderung durchsetzen. Sinnzusammenhänge staffeln sich manchmal in vielen Ebenen des Unmittelbaren, Mittelbaren, Mittelbareren etc., und zwar zuweilen derart vielfältig, dass der Mensch sein eigenes Sinngefüge nicht mehr voll durchschaut. Erkennen wir indessen bestimmte Sinnziele klar als mittelbar, dann sollen sie im Unterschied zu den eigentlichen Zielen *Zwecke* heißen. Der Zweck ist niemals Selbstzweck, sondern Diener eines Sinnes und hilft bei dessen Befriedigung. Suche ich mir am Bahnhof die schnellste Zugverbindung von A nach B aus, dann nur zu dem Zweck, um möglichst schnell nach B zu kommen. Und auch den Ort B strebe ich vermutlich nicht um seiner selbst willen an, sondern zu einem bestimmten Zweck – der wiederum nur Mittel zum Zweck sein kann. Unsere Zeit ist kompliziert, und wir sind „uneigentlich“ geworden: Ein großer Teil unseres Sinnhandelns ist Zweckhandeln, von etwas anderem abhängig und sich nicht selbst genug.

Das Prinzip der Mehrung wird in der Phase der Auseinandersetzung, wo es um Widerstand und Konflikt geht, ergänzt durch das Prinzip der *Harmonie* – ein im Zusammenhang mit dem Sinn außerordentlich wichtiger Grundsatz, der zumal in der alten chinesischen Kultur zu Recht hoch geschätzt wurde: Die „Halle der höchsten Harmonie“ war das Zentrum der Pekinger Kaiserstadt. Mit Blick darauf, dass der nächst höhere Sinngrundsatz – die Ganzheit – schon an religiöse Sinnziele grenzt, bildet die Harmonie den eigentlichen Kern des humanistisch-philosophischen Ethos. Harmonie braucht das Leben und brauchen alle menschlichen Beziehungen, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, von der schlichten Freundschaft bis zur Patchwork-Familie, vom einzelnen Arbeitsverhältnis bis zur Lenkung eines Konzerns.

Beim Tennisspiel bringt es mir wenig, wenn ich den Gegner ohne Schwierigkeiten abserviere. Umgekehrt lasse ich mich selber nicht gern vom Platz fegen. Das veranschaulicht das Prinzip der *negativen Harmonie*: Ungünstig sind Verhältnisse, bei denen sich die beteiligten Größen gegenseitig schädigen oder im Wege stehen; insbesondere sind extreme Stärkeverhältnisse und überhaupt Extreme zu meiden. Das ist indessen nur eine Mindestanforderung. Menschen, die ihr Leben nur auf negative Harmonie gründen, halten es wohltemperiert und möglichst frei von Überschwang auf der einen und Katastrophen auf der anderen Seite. Die Inhalte der Existenz, ohne tieferen Zusammenhang nebeneinander stehend, tun sich gegenseitig wenig zuleide.

Solche bloße Ausgewogenheit ruft nach Fortentwicklung: von der negativen zur *positiven Harmonie*, vom labilen zum stabilen Gleichgewicht. Die einzelnen Größen und Akteure sollen sich nicht nur nicht im Wege stehen, sondern zu einem harmonischen Ganzen vereinen. Die Musiker eines Orchesters dürfen nicht nur nicht das Spiel der anderen stören oder übertönen, sondern sie sollen ein gelungenes Musikstück zuwege bringen. Selbst Disharmonien wirken bereichernd, wenn sie in einer umfassenderen Harmonie „aufgehoben“ sind.

Damit geht die Harmonie unmittelbar in das Prinzip über, das den glücklichen Abschluss des Sinngeschehens kennzeichnet: *Ganzheit*. Sinn strebt nach Ganzheit. Das ursprüngliche Bild dafür ist der Kreis, der immer wieder neu zur Schließung gelangt. Auch die Sprache kennt ähnliche Bilder: Ich fühlte mich „rundum“ wohl, dann „zerriss“ mich der Hunger, und durch Sättigung schloss sich der Kreis wieder – sowohl im Sinne eines kreisförmigen Verlaufs wie eines relativ spannungsfreien, „runden“ Ausgangs- und Endzustands. Ganzheit steht in Gegensatz zu Spannung, Konflikt, Zerrissenheit oder Zerbrechen, und doch gehören die Pole zusammen: Keine Spannungslosigkeit ohne Spannung, keine Ganzheit ohne Gegensatz: Ganzheit und Konflikt verbinden sich – paradox, dialektisch – zur größeren Ganzheit. Das geschieht nicht nur im zeitlichen Verlauf (diachron), sondern auch gleichzeitig (synchron) in der räumlichen Welt: Gegensätze wohnen als Einheit in fruchtbarer Ergänzung zusammen, unterschiedliche Charaktere beispielsweise als Ehepaar.

Man sagt: „Er ist mit etwas glücklich“ und meint das ganzheitliche Verhältnis, das er zu seinem begehrten Gegenstand gefunden hat. Das biologische Urbild einer ganzheitlichen Beziehung unter Menschen ist die Paarung, das Urbild der Ganzheit als solcher der *Organismus*. In organischer Einheit bleiben die Teile verschieden, geben aber ihre Eigenständigkeit auf und fügen sich spannungsvoll-harmonisch zu einem Ganzen zusammen, das weit mehr ist als die Summe seiner Teile. Umso vollkommener ist die Ganzheit, je weniger sie von den Eigenschaften einzelner Teile und je mehr sie von Eigenschaften bestimmt wird, die nur dem Organismus als solchem zukommen.

In schlichter Form drückt sich Ganzheit bereits im *Ethos des Alltags* aus. Im Kleinen und in aller Bescheidenheit verschmilzt der Alltag Sinn und Sein zu einer achtungsvollen Haltung gegenüber dem Sein: Achtung vor dem Alltag als dem allgemeinen Sein, Achtung vor dem harten, handgreiflichen, nicht ins Virtuelle verflüchtigten Sein und gelassene Achtung vor dem mächtigeren Sein. Auch jenseits des Alltags bleibt Ganzheit die Leitlinie. Besonders die schöpferische Hochform des Sinnes ist dadurch geprägt – wie das von

einem Künstler geschaffene Werk, das uns durch seine innere Geschlossenheit beeindruckt. Die schon zitierten sprachlichen Wendungen verraten die Zusammenhänge: „Rundum“ sind wir mit etwas zufrieden. „Aus einem Guss“ soll etwas sein oder zustande kommen. Das schätzen wir besonders bei Beziehungen oder Lebensstellungen. Eine Berufswahl, die organisch aus unseren Neigungen hervorgeht, befriedigt mehr als eine solche, bei der wir Vor- und Nachteile gegenüber anderen Berufen erst mühsam durch Vergabe von Punkten ausrechnen mussten. Allerdings sei an das postmoderne Loblied auf die Differenz erinnert, das das vorliegende Lob der Ganzheit zum Problem macht; darauf werden wir zurückkommen.

Die eigentliche *Ganzheit* im Sinnerleben sind *wir selbst*. Wiederum gibt die Sprache einen Fingerzeig. Wir sagen „Er hat sich entschieden“ und meinen: Er hat etwas entschieden und gleichzeitig auch sich selbst – er ist nach der Entscheidung nicht mehr derselbe wie vorher. Sinn ist nicht „der“ Sinn, sondern „mein“ Sinn; in ihm bilde und erschaffe ich etwas, außerdem und vor allem aber mich selbst. Er ist, fachsprachlich ausgedrückt, „autopoietisch“, lässt mich als Subjekt und gestaltetes Objekt zugleich erscheinen. So hat er unverkennbar eine egozentrische Tendenz, die wir manchmal deutlich hervorkehren: „Das war meine Entscheidung. Ich habe sie getroffen, und ich stehe dafür gerade!“ Aber diese Tendenz ist nicht das letzte Wort; das Problem der *Personalität des Sinnes* wird uns ebenso wie das Problem der Ganzheit noch beschäftigen: Das Ich – das Selbst – die Person, wie verhält es sich damit? Eines jedenfalls ist von vornherein klar: Eine Entscheidung ist insofern die „meine“, als sie in meinem persönlichen Sinnzusammenhang steht. Jeder Akt des Sinnes ist eingebunden in einen solchen Zusammenhang. Es wird nicht wie bei einem Zufallsgenerator voraussetzungslos aus dem Leeren heraus entschieden. Immer habe ich vorher bereits eine Menge im Kopf, „im Sinn“, womit sich die neue Sinnfrage mehr oder weniger bewusst verknüpft. Sinn kommt aus einer Ganzheit und wirkt in eine Ganzheit.

Von einer organisch-natürlichen Ebene ausgehend sind wir mit solchen Überlegungen zur geistigen Sphäre vorgedrungen. Ihr wenden wir uns nun vollends zu und betrachten den *geistigen Hintergrund* des Sinnes. Das Wort „geistig“ versteht sich in umgangssprachlicher, nicht metaphysischer Bedeutung und lehnt sich an den Spruch an: Alle Veränderungen beginnen im Kopf. Kopf und Körper, Seele und Leib sind nicht von einander geschieden. Was im Sein geschieht, wird in den Sinn „hinein genommen“, kommt entsprechend auch dort vor. Alles bisher Gesagte lässt sich auf das Innere des Sinnes übertragen. Auch dort ist von Stärke die Rede, geistiger Stärke, Willensstärke, und ebenso von Stärkung, wenn wir etwa zwecks innerer Aufrüstung

einen Meditationskurs besuchen. Ebenso gibt es innere Widerstände und Konflikte, manchmal Zielkonflikte genannt, und dazu die Werte der inneren Harmonie und des inneren Ganzwerdens.

Einer Parallele zwischen Außen und Innen kommt besondere Bedeutung zu: Der äußeren Handlungsfreiheit entspricht die innere, geistige *Freiheit*: In Freiheit entwirft der Sinn seine Schöpfung. Die drei Stufen, in die sich das innere Sinngeschehen ähnlich wie das äußere gliedert, werden vor allem durch die Stufen und Voraussetzungen der Freiheit geprägt.

Zu Beginn jeder Tätigkeit sollte man die Ausgangslage *verstehen*. Freies Handeln erfordert, dass wir dessen Möglichkeiten und Grenzen kennen, darunter die so genannten „Sachzwänge“. Freiheit ist nicht „Einsicht in die Notwendigkeit“, wie die Marxisten absichtsvoll verzerrt formuliert haben, aber sie setzt sie voraus. Sowohl die äußere wie die innere Lage kann sehr komplex sein. Dorthin muss man die anstehende Frage vor einer sinnvollen Entscheidung einordnen. Das setzt wiederum einen bestehenden *Zusammenhang* voraus – scheinbar eine Banalität, deren Bedeutung man erst bei Abbruch des Zusammenhangs bemerkt: Eine Entscheidung stellt sich im Nachhinein als falsch heraus, weil man die wichtigste Alternative vergessen hatte; der Sinnzusammenhang war gerissen. Zwei Stunden später verstehen Hunde eine Strafe nicht mehr, weil ihnen jeder Zusammenhang mit ihrer vergangenen Verfehlung abgeht. Ohne Zusammenhang kein Verstehen. Zusammenhang ist Einheit, und zwar deren schwächste Form, noch weit von Ganzheit entfernt. Es genügt, dass die Dinge irgendwie miteinander verbunden sind, der Film also nicht ganz gerissen ist.

Nach dem Begreifen der Möglichkeiten ist von ihnen Gebrauch zu machen. Nun erst kommt *Freiheit* im eigentlichen Wortsinn ins Spiel: Ich muss mich entscheiden. Unser sinnbestimmtes Leben enthält zwar viel mehr als Entscheidungen; doch sie sind das Paradebeispiel, bei dem sich Sinn und Freiheit in besonderer Weise offenbaren. Das Bestehen von Möglichkeiten – die Handlungsfreiheit – ist die äußere Bedingung der inneren Freiheit: keine Freiheit ohne Alternativen. Die Frage, ob ich lieber ein Haus am Starnberger See oder am Tegernsee kaufen soll, macht keinen Sinn, solange ich zum Hauskauf kein Geld habe, also nicht frei dafür bin. Der äußere Aspekt der Handlungsfreiheit darf jedoch nicht überbetont werden; die transzendente Betrachtung kennt keine grundsätzliche Trennung zwischen Innen und Außen. Unüberwindliche Schranken können auch im Inneren bestehen. Es gibt die „Knoten im Gehirn“, die oft genauso hart sind wie ein äußerer Widerstand. Ich weiß, nach Anstand und Sitte müsste ich einen bestimmten Verwandten im Testament berücksichtigen, aber ich spüre: Ich kann es nicht.

Echte Freiheit des Sinnes, von der die Rede sein soll, verlangt das Bewusstsein: Bei allen äußeren und inneren Umständen kann ich so oder auch anders. Das ist die berühmt-berüchtigte *Willensfreiheit*. Unzählige Bücher wurden über sie geschrieben; auch unsere Überlegungen wird sie nicht so schnell loslassen. Solange wir nicht das Feld der Ontologie betreten, ist die Sache allerdings einfach: Sinn setzt in voller Selbstverständlichkeit Freiheit voraus. Ich muss wählen können, zwar durch Argumente beeinflusst, im Übrigen aber frei und ungehindert. Man kann nicht vernünftigerweise fragen, ob eine Entscheidung sinnvoll war, wenn ohnehin keine andere getroffen werden konnte.

Schöpferische Freiheit hat zwei Ebenen, die man unterscheiden sollte. Die untere Ebene – zugleich die zweite und mittlere Stufe unserer Gesamtbetrachtung – enthält die notwendige, jedoch nicht hinreichende Bedingung für Freiheit insgesamt: *elementare Freiheit*, Freiheit im landläufigen Sinn, also Ungebundenheit: Keine Bande hindern mich; die Welt der Alternativen steht mir offen. Solche Freiheit darf andererseits nicht übergroß werden; sonst fehlte mir jeder Anhalt für die Entscheidung, und ich müsste Münze werfen. Das wäre „anything goes“ – *Beliebigkeit*, und diese ist gegenüber dem Pol der völligen *Gebundenheit* der zweite Feind der elementaren Freiheit. Zu geringen Widerstand haben wir als Nachteil beim Spiel kennen gelernt; fällt der Widerstand völlig weg und können wir ballern, wie wir wollen, verliert das Spiel jeden Witz. Stellen wir uns den Sinn als Navigationsgerät vor, das uns durch ein Straßengewirr führt! Elementare Freiheit würde dann bedeuten, dass nicht unerbittlich und alternativlos geführt wird, dass aber auch nicht an jeder Straßenecke gewürfelt oder der Zufallsgenerator ins Spiel gebracht wird. Stattdessen meint sie eine *Entscheidung mit Gründen*. Wir entscheiden nicht ohne Alternativen und auch nicht ohne Gründe, sondern wir folgen den besseren Gründen. Vor dem Fahrplan stehend entscheide ich mich für die beste der möglichen Zugverbindungen – diejenige, die mit meiner Fahrkarte erlaubt ist und am schnellsten zum Ziel führt. Dabei können, ob aus Versehen oder Übermut, schlechtere Gründe obsiegen: Ich wähle den falschen Zug. Jede Art von Freiheit schließt die Möglichkeit von Fehlern ein. Theologen meinen deswegen sogar, Gott habe das Böse als Preis der Freiheit zulassen müssen. Der Sinn kann nicht nur irren, sondern sich auch gezielt gegen sich selbst wenden und Sinnloses tun.

Folgen wir jedoch der positiven Zielrichtung und somit den besseren Gründen. Insoweit weist das Beispiel mit dem Fahrplan eine Besonderheit auf, die es mit vielen Zweckhandlungen teilt: Für eine der Alternativen sprechen (so jedenfalls zumeist) die *eindeutig* besseren Gründe. Statt eines menschlichen

Hirnes könnte man in solchen Fällen ebenso gut den Algorithmus eines Computers arbeiten lassen, der zielsicher das Richtige trifft. Rechter Gebrauch der Freiheit ist hier tatsächlich identisch mit „Einsicht in die Notwendigkeit“. Das aber ist ein Sonderfall, der das schöpferische Element von Freiheit und Sinn ausklammert. Das Nachvollziehen von Sachzwängen kann ebenso wenig als Schöpfung gelten wie das Begehen von Fehlern.

Mit *schöpferischer Freiheit* ist der volle Freiheitsbegriff und zugleich die dritte Stufe der Voraussetzungen des Sinnes erreicht. Schon bei dem Fahrplanbeispiel kann sich der Übergang vollziehen. Es genügt, dass eine Zugverbindung zwar schneller, aber unsicherer ist, weil bei ihrer kurzen Umsteigezeit Verspätungen den Anschluss gefährden würden. Oder eine andere Strecke wäre zwar länger, aber landschaftlich reizvoller. Dann gibt es keine eindeutig besseren Gründe; denn die Gründe dafür und dagegen unterstehen keinem einheitlichen Maßstab, sondern liegen auf verschiedenen Ebenen; sie sind „inkommensurabel“. Nun heißt es, im vollen Sinne frei zu entscheiden. Dazu müssen wir die Alternativen anhand von Leitbildern oder Sinnvorstellungen werten, die wir uns zurecht gelegt haben oder jetzt zurecht legen, z.B. „Eile mit Weile“ – Landschaftserlebnis geht vor. Für solche Vorstellungen steht der wichtige Begriff „Werte“. Während *elementare* Freiheit Handeln nach *Gründen* bedeutet, meint *schöpferische* Freiheit Handeln nach *Werten*. Werte machen es wert, sich so und nicht anders zu entscheiden.

Werte sind ein sehr weites Feld; wo aber kommen sie her? Die Frage führt, nun auf höherer Stufe, erneut zu den Extremen Gebundenheit und Beliebigkeit. Hätten wir eine Art „Super-Navi“, die Werte fest vorgibt, wäre es mit der schöpferischen Freiheit zu Ende. Fehlten den Werten umgekehrt jede Verankerung im Sein und wären sie von uns vor oder in der Entscheidung frei „geworfen“, dann hätten wir den „Super-Würfler“. Diesen können wir auch auf dieser Ebene nicht gebrauchen, ebenso wenig wie es in der Kunst genügt, bloß den Farbeimer umzustoßen und beliebige Muster zu erzeugen. Häufig klettern wir geistig noch eine Stufe höher zu abstrakteren Hintergrundwerten, die ihrerseits die Werte bestimmen. Die Frage *Wo kommen diese her?* bleibt indessen völlig die gleiche. Eine erste umrisshafte Antwort lautet: Wir schöpfen die Werte zum Teil aus dem bewusst oder unbewusst vorgefundenen Sein, zu dem neben „Sachzwängen“ und Erfahrungen auch bindend vorgegebene Normen gehören. Zum anderen Teil entstammen die Werte dem freien „Wurf“ des Menschen. Dieser „erschafft“ aus beiden Quellen etwas nicht vorhersehbar Neues – so wie ein Künstler teils den Gesetzmäßigkeiten seines Materials und den Stilvorgaben seiner Zeit folgt, teils eine völlig neue Idee zum Vorschein bringt. Man mag einwenden: Ein schöner, aber hoch ge-

griffener Vergleich – wo bleibt etwa die „Neuschöpfung“, wenn ich mich nach einigem Zögern für eine Zugverbindung entscheide? Doch es ist so: Das Leben ist auch im Kleinen immer Schöpfung. In jedem Fall hat man eine so nicht vorgegebene, nicht in die Wiege gelegte Wende samt neuer Situation geschaffen. Etwa die gelassen und genussvoll erlebte Fahrt mit dem Bummelzug durch grüne Hügel. Indem der Mensch sich zu so etwas entschieden hat, hat er sich auch ein kleines Stückchen selbst neu geschaffen, zum Beispiel als einen etwas gelasseneren Menschen.

Werte sind immer im Spiel, wenn eine nicht eindeutig vorgegebene Entscheidung getroffen wird, sei sie mehr oder weniger bedeutsam. Dazu zählen sämtliche Leitvorstellungen, alle Sinne und Hintersinne, von denen unser Kopf voll ist. Das können die „großen“ Werte der Gesellschaft sein wie Freiheit und Gerechtigkeit, aber auch ganz persönliche wie das Glück in einer Partnerschaft. Selbst ein gemütliches Abendessen ist ein Wert, und im einfachsten Fall ist es die Bedürfnisbefriedigung, das Sattwerden. Bei Entscheidungen wird das Wirken der Werte besonders augenfällig, es reicht jedoch weit darüber hinaus. Werte bestimmen das Bewusstsein bis in seinen letzten Winkel. Das gilt selbst für einen Satz wie „Die Ahornblätter färben sich allmählich gelb“. Obwohl man das annähernd noch eine „Bewertung“ nennen kann, überrascht die weite Fassung des Wertbegriffs. Ihr Sinn wird sich in den weiteren Überlegungen erschließen.

Bleiben wir vorerst beim anschaulicheren Beispiel der Entscheidungen. Bei ihnen verbindet sich mit der Wertung eine Art Innehalten, ein überlegendes Zurücktreten vom augenblicklichen Sinnvollzug, der sonst unmittelbarer oder gar reflexhaft verlief. Dem entspricht der Unterschied zwischen den beiden Grundverben des Sinnes „wollen“ und „sollen“. Ich will, aber ich halte inne und frage: Soll ich auch? Soll ich wollen, soll ich tun? Das muss nicht moralisch gemeint sein; zunächst betrifft auch das Sollen das persönliche Wohlergehen und danach erst die zwischenmenschliche Pflicht. Ich bekomme Lust zu einem Abendspaziergang und überlege, ob ich soll; denn es ist schon sehr kalt draußen.

Im Vergleich zu einem unmittelbaren, nahezu zwingenden Bedürfnis schließen Werte Freiheit ein: Sie empfehlen sich und ziehen gleichsam mein Handeln an, aber zwingen es nicht; ich kann auch anders. Es ist der Ruf des Sinnes, der sich überhören lässt, meine mir zuwinkende Bestimmung, der ich folgen sollte, der ich mich aber auch entziehen kann. Die „Attraktivität“ der Werte für das Handeln legt einen mathematischen Vergleich nahe, auf den wir noch zurückkommen werden: nämlich mit *Attraktoren*, insbesondere chaotischen Attraktoren. Es sind Zustände, die ein sich bewegendes System gleich-



sam anziehen. Ein schwingendes Pendel schwingt langsam der stabilen Ruhelage in der Mitte entgegen. Etwas komplizierter verhält es sich bei tropfenden Wasserhähnen, deren scheinbar zufällige Tropfenfolge sich auf ein bestimmtes Muster zu bewegt. Freiheit des „Zuwiderhandelns“ setzt freilich eine höhere Komplexität des Geschehens als bei Wassertropfen voraus.

Diese *Komplexität* wird im Falle des Sinnes durch das Dazwischentreten der Werte gesteigert. Ich entscheide mich nicht nur für eine Handlung, sondern zunächst für den zugehörigen Wert. Nochmals steigt die Komplexität, wenn wir es mit einem Wertgefüge oder mit einem Wertkonflikt zu tun haben. Die meisten unmittelbaren Entscheidungsakte sind von einer „Wolke“ von Werten umgeben samt den zugehörigen Wertentscheidungen, die gleichzeitig getroffen werden oder schon früher getroffen wurden. Bewusstes Leben ist eine ununterbrochene Folge von Wertungen, oft unscheinbar und meist unbewusster Art.

Betrachten wir die „Wertwolke“ näher! Da der Sinn immer mehr will, gesellt sich zum unmittelbaren Befriedigungswert häufig ein „*Mehrwert*“: Wir wollen nicht nur das Bedürfnis befriedigen, sondern die Befriedigung auch auskosten. Wir wollen nicht nur satt werden, sondern auch, dass es uns schmeckt. Edle Weine wie Brunello oder Barolo stehen für den über die Löschung des Durstes hinausgehenden Mehrwert. Zusätzlichen Wert bringt der Rückbezug auf die Person. Ähnlich wie bei der allgemeinen Selbsterschaffung im Sinnvollzug („ich entscheide mich“) verhält es sich bei den Werten: Ich erschaffe Werte und mich zusätzlich als Wertschöpfer. Zum Gefühl, dass der Zaun endlich repariert ist, kommt der Stolz: Toll, ich habe es geschafft!

Was das Wertgefüge angeht, so staffeln sich die Werte, wie bekannt, von den elementaren zu den so genannten höheren: von der Selbsterhaltung und der Befriedigung der Grundbedürfnisse zu den menschlichen, geistigen und kulturellen Werten. Ähnlich staffeln sie sich von den konkreten persönlichen zu den abstrakten allgemein-menschlichen Werten. Werte stehen zudem in einem intensiven *Dialog* untereinander. Werte bewerten Werte: War es wert, diesem Wert den Vorzug zu geben; entspricht sein Ertrag den Erwartungen? Die Frage geschieht meist unbewusst. Bewertete Werte nähern sich *Wertmaßstäben* oder Wertkriterien an.

Von den vielen Maßstäben, die zu nennen wären, steuern wir gleich die beiden obersten an. Auf der negativen Seite steht der Satz: Wertlosigkeit ist von Übel; anders gesagt: Die Schöpfung von Werten ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit. Der leere Raum der Freiheit selbst wirkt als Attraktor und verlangt nach Füllung. Im Unterschied zum Lebensdruck mit seinen Nöten und Sachzwängen ist das der „*Sinndruck*“, die Last der Freiheit. Frei-

heit muss durch Werte gebunden werden, sonst bleibt sie schlechte Freiheit. Diese ähnelt der Freiheit des Strafgefangenen am Tor seiner Entlassung, der nicht weiß wohin. Öde und Langeweile sind ihr Schicksal: Wir hängen herum, schlagen die Zeit tot, zappen durch die Fernsehprogramme und wissen genau, dass das kein Leben ist.

Auf der positiven Seite findet sich ein sehr prominenter Maßstab, der für sich allein die gesamte Welt der Werte taxiert. Er trägt zwei Namen: Der erste ist „gut“, gut im weitesten, nicht nur moralischen Verständnis. Immer wollen wir, dass etwas gut wird, nicht schlecht; genauer gesagt, wir wollen, dass es besser wird: Das Bessere ist der Feind des Guten. Der Drang nach Optimierung ist das allgemeinste Kriterium von Sinn und Wert – das „gute Leben“ als Ziel der Ethik. Er setzt die grundsätzliche Bejahung von Sinn und Sein voraus, auf die weder die Philosophie noch das Leben allgemein verzichten können. Der zweite Name erscheint noch farbiger und anziehender: *das Glück*. Der Zusammenhang ist offensichtlich: Wenn etwas gut ist oder wird, sind wir zufrieden und im Steigerungsfall glücklich. Das Streben nach Optimierung oder, schöner gesagt, nach Glück steht im transzendentalen Hintergrund allen Strebens.

Das wird man nicht bestreiten wollen; lieber aber würde man wissen: Was ist das Glück genau, und wie kommt man zu ihm? In der Psychologie boomt die Glücksforschung. Sie belehrt uns beispielsweise, dass ab einer gewissen Befriedigung der Grundbedürfnisse das Glück eine relative Sache ist: Wir wollen nicht reich an sich werden, sondern reicher als ... (der Nachbar, Freund etc.). In der Philosophie dagegen hat man seit dem Ende der Antike das Glück eher am Rande abgehandelt. Die Christen verlegten es zunächst einmal ins Jenseits, das dem irdischen Jammertal folgt. Dazu kam ein Unbehagen mit den antiken Glücksrezepten, die etwas hölzern und einseitig daherkommen. So soll es nach Meinung der Stoiker vor allem die „Apathie“, also die Freiheit von Affekten (Pathos) bringen. Die Lage ist wiederum paradox: Die zentrale Bedeutung des Glücks sollte der Philosophie klar sein; mit Rezepten dafür tut sie sich dennoch schwer. Das liegt einmal am höchstpersönlichen Charakter des Glücks. Wie es nicht eigentlich „den“ Sinn und „die“ Werte gibt, sondern nur „meinen“ Sinn und „meine“ Werte, so auch nur „mein“ Glück. Die Voraussetzungen sind bei den einzelnen Menschen verschieden und leichter von der Psychologie als von der Philosophie zu klären, die sich für das Allgemein-Menschliche und nicht für persönliche Eigenheiten interessiert.

Mindestens ebenso wichtig ist ein Weiteres. Wegen seiner zentralen Bedeutung halten wir Glück für den obersten Wert. Das ist es aber nicht. Es ist

überhaupt kein Wert, sondern ein Maßstab für Werte und Wertertrag. Werte darf und soll man unmittelbar anstreben, Glück hingegen nicht. Man soll es nicht einmal beim Namen nennen, so Hermann Hesse in einem Gedicht. Was das konkret bedeutet, erfahren manche Ehepaare: Sie zerstören ihr gemeinsames Glück, indem sie allzu fest darauf fixiert sind. Glück, das wir direkt packen wollen, entschwindet. „Glücksstreben“, auch wenn es nach der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung sogar als eine Art Grundrecht gilt („pursuit of happiness“), sollte man in Anführungszeichen setzen. Es ist sozusagen ein Streben mit schrägem Blick: unmittelbar auf bestimmte Voraussetzungen gerichtet, das Glück selbst nur im Augenwinkel.

Dementsprechend kann die Philosophie keine hinreichenden *Bedingungen für Glück* benennen. Die notwendigen Bedingungen allerdings sind ihr Feld. Glück hat klarerweise mit den Werten zu tun; es ist geradezu der Anzeiger für die Erfüllung unserer Wertvorstellungen. Auch unter diesem Blickwinkel lautet daher die Frage: Wo kommen die Werte her? Sie wurde bereits gestellt und ist jetzt in zwei Richtungen zu vertiefen: Wo kommen die Werte tatsächlich her; wie bildet sie der Mensch? Und: Wo kommen die „richtigen“ Werte her; welche philosophischen Vorgaben gelten dafür?

Bevor wir diesen Fragen in den beiden nächsten Abschnitten nachgehen, ist ein Einschub fällig. Dem bisher Gesagten sollen zur Verdeutlichung zwei bekannte Gegenpositionen gegenübergestellt werden. Zunächst die Pflichtethik: Man unterscheidet bekanntlich *Wertethik und Pflichtethik*. Letztere wurde besonders pointiert von Kant vertreten: „das Sittengesetz in mir“. Dass ihr nicht zuzustimmen ist, dürfte klar geworden sein. Natürlich stehen neben den Werten auch Pflichten – als deren Dienerinnen, um sie im persönlichen Leben und zwischen den Menschen durchzusetzen. Vor den Pflichten rangieren die Werte; vor dem „Sollen“ rangiert das „Wollen“ – ohne Wollen kein Sollen. Wer die Dinge anders herum sieht, schneidet dem Sinn die Wurzeln ab. Daraus folgt meist eine moralisierende Ethik und eine dürre, nicht wärmende Tugend. „Sie will uns“, so Wilhelm Busch, „nicht immer passen. Im Ganzen lässt sie etwas kalt. Und dass man eine unterlassen, vergisst man bald“.

Bei der zweiten Gegenposition ist die Ablehnung kühn, weil es sich nahezu um eine heilige Kuh der neueren Philosophie handelt. Aber wir müssen sie schlachten. Es ist das Dogma vom „*naturalistischen Fehlschluss*“. Danach darf das Sollen (und der Sinn) nicht aus dem Sein abgeleitet werden. Das Verbot geht auf David Hume und die Beobachtung zurück, dass aus einer Menge von Aussagesätzen kein Sollenssatz logisch abgeleitet werden kann, wenn die Ausgangsmenge nicht ebenfalls mindestens einen Sollenssatz ent-

hält. Die Beobachtung ist völlig richtig. Solange man „Ableitungen“ im Sinne der formalen Logik meint, ist dem Dogma nicht zu widersprechen. Keineswegs soll ihm gegenüber die Idee von Karl Marx verteidigt werden, das Sein „bestimme“ das Bewusstsein. Auch kann man ethische Gebote nicht ausschließlich und unmittelbar auf die Betrachtung der Natur stützen. Das würde naturrechtliches Denken ins Extrem treiben (wie dies der berüchtigten päpstlichen „Pillen-Enzyklika“ vorgeworfen wird).

Der Fehler beginnt dort, wo man das Kind mit dem Bade ausschüttet, nämlich zugleich mit deduktiven Ableitungen jegliche andere Rückführung von Sollen auf Sein verbieten will. In diesem Sinn wird das Dogma allerdings weithin verstanden; es ist ein klassisches Beispiel für die Verhexung der Philosophie durch das deduktive Denken. Dann würde sich ergeben: Die Aussagesätze (und die dazu gehörige Situation): „Ich sitze vor einem Teller, den ich nicht aufessen kann. Vor mir steht ein Mensch, der am Verhungern ist“ bedeuten für mich rein gar nichts, solange ich nicht ein Ethiklehrbuch mit dem passenden Sollenssatz zur Hand habe. Das wäre offenkundig absurd. Es zeigt sich: Philosophie lässt sich nicht auf logische (deduktive) Folgerungen im Sinne der klassischen Logik beschränken. Und: Sein und Natur dürfen aus den Voraussetzungen der Ethik nicht herausgestrichen werden. Sie sind Grundlagen des Sinnes, wenn auch keine zwingenden. Der Mensch ist Natur und Kultur zugleich.

Das Verbot des „naturalistischen Fehlschlusses“ ist merkwürdig in einer Zeit, die weithin eine religiöse Begründung der Werte nicht mehr akzeptiert. Die Frage, wo diese sonst herkommen, wird dadurch noch schwieriger. Soll ihre Quelle der „ideale Diskurs“ sein, im Falle von Gesetzen beispielsweise der Diskurs unter Parlamentsabgeordneten? Wo aber nehmen die Diskutierenden die Werte her, die sie in den Diskurs einbringen? Soll tatsächlich „Bauchgefühl“ alles sein, was die Philosophie dazu zu sagen hat? Versuchen wir wenigstens, ihr mehr zu entlocken! Wir kehren deshalb zu den bereits angeschnittenen Fragen zurück: Wie entstehen Werte tatsächlich, und wie beurteilen sie sich philosophisch? Die Antworten seien vorwegnehmend angedeutet: Werte wurzeln in der unauslotbaren Tiefe des menschlichen Geistes – das scheint auf „Bauchgefühl“ hinauszulaufen, enthält aber mehr. Ferner: Die Bildung der Werte steht unter transzendentalen Kriterien, die zumindest die Ethik des Alltags bestimmen.

## 2. Die Tiefe des Geistes

Wie entstehen Werte in konkreten Menschen? Gemeint ist die Entstehung unter den Bedingungen schöpferischer Freiheit, also abseits von Triebbestimmung, eindeutigen Zwängen und berechenbarer Richtigkeit.

Alle Werte gehen zum Teil aus dem Sein, zum Teil aus freier Schöpfung hervor. Sein ist in diesem Zusammenhang ein weiter Begriff: Er umfasst alles, was bewusst oder unbewusst vorgefunden wird und als unabänderliche Gegebenheit in die Wertbildung eingeht – also körperliche und geistige Anlagen, äußere und innere Zwänge sowie bestehende Werte und Normen, soweit sie nicht in Frage gestellt werden. Das ist der harte, nicht veränderbare Rahmen, innerhalb dessen sich die Willensfreiheit bewegt. Bei der Ausfüllung des Rahmens kommt erneut das Sein zum Zuge. Denn der Geist wirft nicht Münze, sondern organisiert gewissermaßen einen *Dialog* zwischen Sinn und Sein, und zwar zwischen den jeweils „weicheren“ Vorgaben. Auf der Seite des Seins beteiligen sich daran Annahmen, die nicht sicher, aber möglich oder wahrscheinlich sind, z.B. Prognosen über die Pünktlichkeit eines Zuges, die Zeitdauer einer Arbeit oder die Verlässlichkeit eines Partners. Der Sinn wiederum steuert Werte bei, die nicht zwingend, sondern wie ein „Attraktor“ wirken; sie haben übrigens ebenfalls Seinsgehalt, denn reinen Sinn ohne Sein gibt es nicht. In diesem inneren „Dialog“ werden Alternativen durchgespielt. Wie ist es, wenn ich der Prognose A und dem Wert 2 den Vorzug gebe? Wie, wenn ich stattdessen anders kombiniere? Wie ist es, wenn ich zunächst eine der Alternativen versuchsweise angehe und damit scheitere – kann ich dann auf den sprichwörtlichen Plan B ausweichen? Auf der einen Seite wirkt der „Lebensdruck“ mit seinen Nöten und Bedürfnissen, auf der anderen Seite der „Sinnndruck“ mit seinem Aufruf zu sinnvoller Lebensgestaltung. Dabei besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen einer Entscheidung über Handlungsalternativen und einer solchen über Werte. Beides geht meist Hand in Hand, und eine Handlungsentscheidung gibt auch den Werten ein neues Gesicht.

Wo sich die Lösung nicht durch Berechnungen finden lässt, können Ungewissheiten bis hin zu einer *Pattsituation* die Folge sein: Wir kommen aus dem Schwanken nicht heraus. Wollen wir nicht wie Burridans Esel zwischen zwei gleich großen Heuhaufen verhungern und wollen wir weder würfeln noch die Lösung anderen zuschieben, dann müssen wir irgendwie durch. Helfen kann eine Wertermittlung „von oben“ und „von unten“. Von oben: Wir bemerken, dass die Frage über den Einzelfall hinausreicht und die grundsätzliche Lebenseinstellung betrifft. Daher treiben wir den Wertkonflikt von der alltäglich-konkreten Ebene hinauf zu höheren ethischen oder religiösen

Grundsätzen. Von unten: Wir horchen tief in uns hinein und erkunden, wofür unser Herz stärker schlägt. Ein stilisierter Dialog mag dies veranschaulichen:

Ein junger Mann hat sich nach langem Zögern entschlossen, seine Lebenspartnerin zu heiraten. Ein Freund, vor dem er keine Geheimnisse hat, fühlt ihm auf den Zahn: Ich bin etwas überrascht; was hat dich dazu gebracht? – Ich habe nachgedacht; es sprachen die besseren Gründe dafür. – Früher hast du mir eher Gegengründe genannt; die gibt es doch noch? – Ja – Kannst du mir dann erklären, wieso die jetzigen Gründe besser sind? – Nicht genau – Wenn du es dir nicht einmal selber genau erklären kannst, dann hast du sicher unter einem inneren Zwang gehandelt; man merkt es ja oft gar nicht. – Nein, bestimmt, ich habe mich völlig frei gefühlt. – Frei und unerklärlich zugleich: Du hast also gewürfelt oder Münze geworfen? – Ich bitte dich, das macht man doch bei so etwas nicht! – Ja, aber was dann, war es die bürgerliche Moral? – Hab ich zwar überlegt, aber die hat für mich keinen großen Stellenwert. – Nun aber endlich, was ist in dir vorgegangen? – Ich sagte schon, genau kann ich es nicht erklären. Jedenfalls habe ich beide Alternativen in meinem Kopf durchgespielt, möglichst farbig und mit allen Gefühlen. Und ich habe gemerkt: Ehe und Familie sind doch mehr das Meine als das ewige Junggesellenleben.

Man sieht: Das Wort „Bauchgefühl“ ist nicht gänzlich verkehrt. Zunächst glaubt man, das Verfahren strukturieren zu können, etwa wie ein Gerichtsverfahren. Unklare oder widersprüchliche Werte werden „nach unten“ genauer empfunden oder „nach oben“ an einem übergeordneten Wert gemessen. Vom Sinn zum Hintersinn, das kennen wir, und den Hintersinn wieder an einem Hinter-Hintersinn prüfen. Nur verflüchtigt sich die Klarheit schnell, wie an dem Dialog-Beispiel zu erkennen ist und wie man täglich erlebt. Die einzelnen Stufen lassen sich nicht mehr abgrenzen, verschwimmen und werden zunehmend unbewusst. Der Prozess des Dahinter-Zurückgreifens verliert sich in einer unauslotbaren Tiefe. Das ist kein Betriebsunfall, sondern Markenzeichen des Sinnes. *Der Sinn ist tief.*

Allenfalls ein Bild kann die Lage verdeutlichen: Am Ende ihrer „Verhandlungen“ ziehen sich Sinn und Sein in ein abgeschlossenes Zimmer zurück; niemand darf sie stören. Schließlich führt ihr „Dialog“ zur Verschmelzung, aus der als Kind die Entscheidung hervorgeht. Wer oder was hat sie getroffen? Aus der geläufigen Formel „Ich selbst habe entschieden“ lösen wir das „Selbst“ heraus: *Das Selbst* hat entschieden! Obwohl es irgendwie zu mir ge-

hört und sich in ihm Sinn und Sein vereinigen, bleibt es geheimnisvoll. Ist bei einer neuen Entscheidung eine halbe Stunde später dasselbe Selbst am Werk? Mit Bestimmtheit wissen wir es nicht. Sprechen wir einfach vom „Selbst“ der jeweiligen Entscheidung; mehr ist vorläufig nicht zu sagen.

Das Dunkel, das über dem Selbst liegt, erfasst auch das bestimmende Wirken der Werte. Der Gedanke der *Bestimmung* klingt am Ende des Gesprächsbeispiels an. Telos oder Entelechie nennt man sie mit Fremdwörtern. Als Sinn-Attraktor zieht sie, aber zwingt nicht. Ich fühle die Berufung zum Musiker, werde aber Verwaltungsbeamter. Das funktioniert; aber ich bin vielleicht weniger glücklich, weil ich meiner Berufung zuwidergehandelt habe. Gibt es solche Bestimmungen überhaupt (soweit sie mehr bedeuten als bloße Begabungen)? Gefühlsmäßig mag man dazu neigen, kann es aber nicht sicher sagen, weder allgemein noch konkret.

Im Dunkeln bleibt schließlich, inwieweit der Sinn mit seiner Egozentrik Recht hat, inwieweit es wirklich „meine“ Entscheidung war. Der Strafverteidiger sagt über seinen Mandanten: „Er kann am allerwenigsten dafür; es war die Gesellschaft, die ihn dazu gemacht hat“. Tatsächlich wird der Sinn in gehörigem Maße „*transpersonal*“ bestimmt. Fremdes Sein fließt ständig in ihn ein und durch ihn durch: die Gene, die er geerbt, die Verhaltensweisen, die er von den Vorfahren und der Umwelt übernommen hat, die Umwelteinflüsse, die auf ihn einwirken, die Normen, die ihm gesetzt sind. Wie groß aber die Anteile des Selbstgemachten – des vom Selbst frei Entschiedenen – und des Übernommenen jeweils sind, vermag niemand zu sagen.

So viel *Dunkel* – offensichtlich finden in der Tiefe des Subjekts die Rationalität der Philosophie und die Rationalität überhaupt ihre Grenze. Soll man es bedauern? Man täte nicht gut daran. Wäre es anders, würden wir nicht mehr als Menschen leben, sondern als Automaten, deren Abläufe der Ingenieur bis ins Letzte durchschaut. Zum Menschen gehört unabdingbar etwas, das man die „Bewusstseinschwelle“ nennen kann; sie verhindert, dass er sich unmittelbar ins Herz schauen kann. An anderen Stellen mögen Nichtwissen und Dunkelheit von Übel sein, nicht aber in der Tiefe des Sinnes und des Subjekts: Dort sind sie geradezu die Bedingung von Menschsein, Wert und Glück.

Man könnte einwenden, hier werde die Betrachtung einer Lebensentscheidung – Heiratsentschluss – unzulässig verallgemeinert. Doch der Einwand zählt nicht. Ihm steht schon die Rückfrage entgegen: Wo würdest du die Grenze ziehen? Im Geist gibt es keine grundsätzliche Grenze. Entscheidungen wurden nur wegen ihrer besonderen Anschaulichkeit als Beispiel herausgegriffen; ansonsten gilt nichts wesentlich Anderes. Wenn wir das Ahornblatt als gelb erkannt haben, lag keineswegs ein rein objektiver, sinn- und wert-

freier Eindruck vor. Die Spiegelungs- oder Abbildtheorie des Bewusstseins greift zu kurz. Ohne den Hauch eines Wertes lebt kein Bewusstsein; gänzlich Wertloses fällt aus ihm heraus. Auch Wahrheit ist ein Wert: Das Blatt ist gelb und nicht grün oder rot. Und es geht nicht nur um Wahrheit. Die Farbe Gelb wirkt, z.B. durch ihr Leuchten, auf mich ästhetisch. Sie löst die Assoziation „Herbst“ aus – deshalb ist das Blatt gelb -, und daran mögen sich weitere Vorstellungen und Gefühle knüpfen. Kurz: Eine „Wolke“ von Werten, diffus ineinander zerfließend und überwiegend unbewusst, bringt genau diesen Eindruck „gelb“ zustande, den ich genau in diesem Augenblick habe, in dieser genauen Art, unwiederholbar, nicht exakt erinnerbar und für niemand anderen nachvollziehbar. „Gelb“ und „genau dieses Gelb“ sind nicht dasselbe. „*Quale*“ nennt der Fachausdruck dieses nur augenblicklich und persönlich mögliche Erleben. Das *Quale* ist Ausdruck des Selbst; es wurzelt wie dieses in der dunklen Tiefe des Sinnes, von der Bewusstseinschwelle umgeben. Unser Geist ist nichts anderes als eine durchgehende Abfolge von „Selbst“ und *Qualia*. Das Bewusstsein stößt in ihm hoch wie die Spitze eines Eisbergs; sein größter Teil liegt in dunkler, unterbewusster oder unbewusster Tiefe. Dort nehmen auch die *Gefühle* ihren Ausgang. Alle Wertungen bringen, meist unterschwellig, Gefühle in Gang. Das verdeutlicht und vertieft die Abgrenzung zu den berechenbaren Apparaten. Bekanntlich strebt man in der Künstlichen Intelligenz die Nachahmung oder gar Überbietung des menschlichen Bewusstseins an. Erst wenn Computer oder Roboter wirklich lachen oder weinen oder glücklich sein können, wird die Einholung gelungen sein.

Der Blick auf das Unbewusste führt in die ausgedehnte Diskussion über den *freien Willen* hinein. Offenbar im Zuge abendländischer Rationalität klammert man sich zu sehr an die *Bewusstheit*, an den ausdrücklichen Willen. Dadurch verwickelt man sich in schiefen Bildern und Problemstellungen. Das geht etwa so: Die Kursänderung eines Schiffes auf dem Meer – das entspräche der Handlungsebene – hat ihre Ursache in der Navigation des Steuermanns auf der Brücke – das wäre die Willensebene. Der Steuermann kann das Steuerrad frei bewegen, aber den Kurs auswürfeln will man ihn auch nicht sehen. Wo also nimmt er seine Anweisungen her? Man könnte an den Kapitän im Hintergrund denken, aber dann ginge es weiter: Woher weiß es der Kapitän? Man gerät in einen unendlichen Rückgriff (infiniter Regress). Er ähnelt dem so genannten Halteproblem der Informatik: Die Suche nach dem freien Willen und seinem Ort kommt nicht zum Halten. Die Auflösung liegt im Folgenden: Wenn jemand behauptet: „Ich habe diese Entscheidung frei und bewusst getroffen“, dann liegt er falsch und merkt es nicht. Denn



entweder hat er nicht wirklich entschieden, weil ohnehin alles klar war, oder er hat nicht bewusst entschieden, jedenfalls nicht ganz bewusst. Im Vorfeld mögen freie Entscheidungen im Licht des Bewusstseins liegen, nicht mehr aber in der dunklen Tiefe des Selbst, wo der eigentliche Würfel fällt. „Frei“ und „bewusst“ kommen nicht zusammen. Auf die Letztbegründung von Sinnentscheidungen müssen wir verzichten.

Was folgt daraus für das *Wesen des Menschen*? Jemand klopft sich auf die Brust: Das habe *ich* entschieden! Wer ist dieses Ich? Die Frage scheint einfach: Ich bin ich; wo ist das Problem? Doch schon die Sprache macht nachdenklich: „Ich frage mich, was ich jetzt tun soll“. Wer fragt hier, wer antwortet, wer tut? Die Sache ist offenbar verwickelter. Verwirrend sind die Bezeichnungen, die wir in nicht ganz klarer Abgrenzung gebrauchen: der Mensch, die Person, das Ich, das Selbst. Hier sollten wir für unsere Überlegungen Ordnung schaffen. *Person* wäre dann der Mensch, wie er beim Meldeamt registriert ist: Name, Vorname, Geburtstag und Geburtsort – das unter allen Menschen durch diese wesentlichen Angaben identifizierte Individuum. Ihm liegt die körperliche Einheit des Lebewesens Mensch zugrunde, wie sie mit Haut und Haar und einer gleich bleibenden Gen-Ausstattung von der Wiege bis zur Bahre unterwegs ist. Auch eine geistige Einheit gehört zur gesunden Person; man nennt sie das biographische Ich und meint den Zusammenhang von Vorstellungen und Erinnerungen, der das jetzige Bewusstsein mit seiner Vergangenheit verbindet. Eine über (schwache) Einheit hinausgehende Ganzheit ist die Person allenfalls in körperlicher Hinsicht, nicht ohne weiteres geistig. Die Biographie bringt die Lebensbilder bloß in einen losen Zusammenhang, ähnlich den Fotos in einem Familienalbum.

Soll die Person zum *Ich* werden, muss ihre geistige Einheit sich vertiefen. Nicht immer achten wir auf diesen Unterschied. Wenn kleine Kinder sprechen lernen, liegen ihnen solche Feinheiten fern. Sie nennen sich erst in der dritten Person „Martin“, später in der ersten Person „ich“ und haben beide Male nichts als die Person Martin im Sinn. Auch im Alltag spielt es oft keine Rolle, ob der Mensch nur Person oder noch etwas anderes ist. Poche ich allerdings darauf: „*Ich* verantworte diese Entscheidung“, dann schwebt mir mehr vor als meine beim Amt registrierte Person mit einem ungefähr erinnerten Lebenslauf – nämlich ein Ganzes, das wirklich den Namen „Ich“ verdienen würde. Eine vorschwebende Idee also; daher muss zunächst im Konjunktiv geredet werden. Das Ich wäre ein geistiger Organismus, der alle meine wesentlichen Eigenschaften, inneren Vorgänge und eben auch Verantwortungen zu geschlossener und dauernder Einheit verschmelzen würde: „Ich“ als ein und derselbe, gestern, heute und morgen. Die Scholastiker würden for-

mulieren: Das Ich (oder die Seele) ist die Substanz, das Übrige sind deren Merkmale (Akzidentien). Das Ich wäre das Rückgrat der Person. Wenn jemand Rückgrat hat, z.B. gegenüber seinem Chef, dann sprechen wir von *Ich-Stärke* und meinen ein solide geschlossenes Wertgefüge, das auch unter schwierigen Bedingungen klare und dem Ich verantwortlich zurechenbare Entscheidungen ermöglicht. Die Frage aber lautet: Sind „Ich“ und „Ich-Stärke“ bloße Redensarten? Gibt es überhaupt so etwas wie ein Ich?

Die Suche nach einer Antwort lässt sogleich an die dritte Größe, das *Selbst*, denken. Dieses ist engstens mit Sinn und Wert verknüpft, verschmilzt Sinn und Sein in der Entscheidung, und in Entscheidungen kommt offensichtlich ein etwaiges Ich bevorzugt zum Ausdruck. Nun wurde das Selbst in geradezu mikroskopischer Kleinheit beschrieben; es tritt nur in kurzen Momenten hervor, wenn etwa der Würfel einer Entscheidung fällt oder wir ein Blatt als gelb wahrnehmen. Angesichts der Zerstreutheit in unseren Köpfen heißt das, dass schon in einem einzigen Augenblick mehrere „Selbste“ gleichzeitig am Werk sind, von einer längeren Folge von Augenblicken gar nicht zu reden. Es fragt sich darum erstens, ob diese winzigen Selbste größere Ganzheiten – „größere Selbste“ – bilden, zweitens, ob diese wiederum das „ganz große Selbst“, das Selbst der Person zuwege bringen, das mit dem Ich gleich zu setzen wäre. Die erste Frage ist ohne weiteres zu bejahen. Würden sich die einzelnen Ton-Wahrnehmungen nicht zur Ganzheit der Melodie verbinden, könnten wir keine Musik hören. Bei einem gelungenen Tanz kommen die Körperempfindungen dazu: Töne und Bewegungen verschmelzen und beglücken durch die organische Ganzheit dieses „Flusses“. Das sind eindrucksvolle Beispiele; für die zweite Frage ergeben sie jedoch wenig. Das ganze Leben ein fließender Tanz? Das große Selbst eine Verschmelzung aller unserer Eigenheiten und Bestrebungen zur Ganzheit des Ich, und das über alle Lebensabschnitte hinweg?

In seinem Roman „Erklärt Pereira“ konfrontiert der Schriftsteller Tabuchi den Titelhelden mit den Ideen seines Arztes, wonach im Kopf anstelle eines Ich eine „Konföderation von Seelen“ am Werk ist. Wir können uns das auch als Vorstandssitzung ausmalen. Die Mitglieder des Vorstands bilden einen Zusammenhang, schon weil sie in das Gehäuse derselben Person gesperrt sind, in ihrer Zerfahrenheit aber keine Ganzheit: Entscheidungen sind nicht „aus einem Guss“, sondern fallen in Kampfabstimmungen. Steht es so mit uns?

Schon bei der Abgrenzung nach außen – die persönlichen Elemente des Selbst gegenüber den transpersonalen Einflüssen der Umwelt – war keine Klarheit zu schaffen. Jetzt steht die innere Einheit in Frage. Sagen wir es ohne

Umschweife: Die Philosophie kann Tabucchis Problem nicht lösen. Die Kraft des transzendentalen Denkens reicht nur bis zu den Einheiten „größerer Selbst“. Je höher wir steigen in Richtung auf die große Ganzheit, umso mehr lässt die Kraft des Denkens nach. Wir können uns ohne weiteres in das Denken von Pereiras Arzt hineinversetzen, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren. Die Ganzheit des Ich gehört nicht zu den Annahmen, die nicht hinweggedacht werden können, ohne dass die menschliche Existenz zusammenbräche. Das Wegdenken mag unerfreulich erscheinen, unmöglich ist es nicht. In dem Satz „Ich habe einen freien Willen“ steht das wirkliche Fragezeichen nicht hinter „frei“, sondern hinter „Ich“.

Ist es erstaunlich, wie bald die Philosophie die Segel streicht? Die Frage: *Wer bin ich?* ist dem philosophischen Denken ebenso wenig zugänglich wie der Wissenschaft. Sie ist deswegen nicht sinnlos. Die Antwort muss jenseits des Denkens in der Gesamtheit der Lebenserfahrung gefunden werden, dort, wo es um den Sinn des Lebens im Ganzen geht und letztlich um den Sinn der Welt und die Frage nach Gott.

Fassen wir den Abschnitt in einem Satz zusammen: Geistiges Leben mit all seinen Vorstellungen, Entscheidungen und Wertbildungen wurzelt in der dunklen Tiefe des Selbst und kann nicht ohne weiteres einem Ich zugeordnet werden. Das mag als philosophische Fehlanzeige gesehen werden. Sie geht darauf zurück, dass wir sehr tief hinab (zum Selbst) und sehr hoch hinauf (zum Ich) gegriffen haben. Nun kehren wir in die der Philosophie gemäßere Mitte des Alltags zurück. Welche Leitlinien des Sinns und der Werte sind dort auszumachen?

### 3. Werte und Ethos

Sinn ist Geschehen und Ruf zugleich, ein Ruf zu den Werten. Zunächst – als „Sinnindruck“ – ein Ruf zu den Werten überhaupt: Bilde und verwirkliche Werte; versinke nicht in der Sinnleere! Sodann ein Ruf zu den „richtigen“ Werten. Hinter diesen winkt das Glück. Drei Vorgaben, die als Wert- und Glückskriterien gelten können, wurden genannt: Mehrung bzw. Stärkung (einschließlich Selbsterhaltung), Harmonie und Ganzheit. Sie sollen nun in ihrem Zusammenwirken auf den verschiedenen Schienen des Lebens näher entfaltet werden. Daraus wird sich eine Art *Gesamtbild des Sinnes* ergeben. Seine eigentliche Aussagekraft entfaltet es im alltäglichen Leben. Je weiter wir uns allerdings über den gewöhnlichen Alltag erheben, umso mehr verliert es seine transzendente Überzeugungskraft. Hierbei werden die zunächst „harten“ Vorgaben der Philosophie gewissermaßen „weicher“ – ähnlich dem soeben beschriebenen Aufstieg vom „kleinen“ Selbst über die „grö-

ßeren Selbst“ zum „großen Selbst“, den ebenfalls die Philosophie zunehmend weniger mitmachen konnte.

Ob hart oder weich, es wird sich jedenfalls ein *philosophisches Ethos* abzeichnen, gemeint als Leitlinie für die persönliche Wertbildung. Ungeachtet der modernen Bevorzugung intersubjektiver und gesellschaftlicher Zusammenhänge nimmt es seinen Ausgang beim *einzelnen Menschen*, dem „transzendentalen Subjekt“. In ihm haben Sinn, Wert und Glücksstreben ihren Ursprung. Dort erkannte Grundsätze lassen sich danach zu einem guten Teil auf zwischenmenschliche Beziehungen und die *Gesellschaft* übertragen, also auf die Ethik im landläufigen Sinn. Die im Folgenden nur knappe Abhandlung des letzteren Bereichs hat nichts mit Geringschätzung zu tun, sondern mit dem Schwerpunkt dieses Beitrags, der bei den Grundfragen des Sinnes liegt.

Das Gesamtbild des Sinnes ist Leitbild des „*guten Lebens*“ und enthält die notwendigen (nicht hinreichenden) Voraussetzungen des Glücks. Seine zentrale Bedeutung innerhalb der Lebensweisheit bedarf keiner Unterstreichung. Mehrung, Harmonie, Ganzheit, die drei Grundkriterien, prägen das Bild. Sie stehen hinter der Entwicklung von den elementaren Werten über die höheren Werte zu einem etwaigen obersten Wert. Der *dialektische Dreischritt* ist nicht zu übersehen: Die ursprüngliche Einheit (These) sprengt der Sinn in seinem Streben nach Mehr, er stürmt (antithetisch) hinaus in die Welt, begegnet Widerständen, versucht sie zu überwinden oder zu harmonisieren und schließlich zu neuer Einheit (Synthese) zusammenzuführen. Im idealen Fall geht positive Harmonie in Ganzheit über. Soweit das dialektische Grundschema; man sollte zwar nicht versuchen, damit die Buntheit der Welt über einen Leisten zu schlagen oder in Schubladen zu pressen. Gewisse Hilfe zum Verstehen leistet es dennoch.

Einige Koordinaten lassen den Dreischritt deutlicher hervortreten. Zunächst die Koordinate der *Tiefe*: Sie beginnt bei der Befriedigung der elementaren Bedürfnisse: Hunger und Sättigung, Müdigkeit und Schlaf, Geschlechtstrieb und Sex. Dann meldet sich der Wunsch nach Mehr, und zwar im Sinne eines tieferen Erlebens. Wir wollen, wie gesagt, nicht bloß satt werden, sondern Geschmack erleben: Wir werden Feinschmecker und lassen uns die Gänseleber auf der Zunge zergehen. So entfliehen wir dem Alltag und suchen die Verfeinerung. Doch solcher Genuss kann schal werden. Wir versinken immer nur in Augenblicken, die schnell vorübergehen und wieder dem grauen Leben Platz machen. Schließlich entdeckt man die Synthese: Nicht dem Alltag entweichen, sondern diesen selbst tiefer erleben – nach dem schönen Spruch: Wir können nicht dem Leben mehr Tage geben, aber dem Tag mehr Leben.

Also auch dem einfachen Bissen auf der Zunge nachspüren, die farbige Landschaft bewusster wahrnehmen, ein Gespräch einfühlsamer führen.

Soweit die Tiefe. Eine weitere Koordinate ist die *Weite*, der Mehrung besonders nahe stehend: Aus dem engen Umfeld hinaus ins Weite! Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe. Draußen Geld verdienen, Schätze sammeln, Betriebe gründen, Menschen kennen lernen, Länder bereisen, Wissen erwerben ... Die Liste ließe sich lange fortführen. Alles gehört hierher, was der Mehrung von Dispositionen oder Stärke dient, auch der geistigen Stärke. Wieder taucht das Paradox auf: Sinn strebt nach Weite und wird zugleich von ihr bedroht. In der Weite kann man sich verlieren. Dort ist man fremd, entfremdet. Der Kapitalist vergisst, dass Geld nur Mittel zum Zweck ist. Der durch die Welt hastende Tourist läuft an den Eindrücken vorbei und entdeckt sie erst bei der Lichtbildvorführung zu Hause. Karl Marx hat nicht bedacht, dass die ersehnte Sorglosigkeit in der kommunistischen Gesellschaft nur eine günstige Disposition darstellt und offen lässt, was man mit ihr anfangen soll und wie man seine Tage unter diesen Bedingungen sinnvoll füllen kann. Die beste Persönlichkeitsbildung nützt nichts ohne Anwendung im Alltag. Mehrung zielt auf Mittelbares und wird als Selbstzweck zur Entfremdung. Das in der Weite Erworbene zählt nur, wenn es Frucht bringt in der Synthese des Alltags.

Die Koordinaten Weite und Tiefe stehen nicht beziehungslos neben einander, sondern optimieren sich in gegenseitiger Harmonie. Denn Weite ohne Tiefe verflacht, und Tiefe ohne Weite verengt. Dazu tritt als weitere Koordinate die *Spannung*. Aus spießiger Spannungslosigkeit geht es hinaus in Abenteuer, Risiken und Stress. Das kann aufreibend und gefährlich werden; darum soll der Stress zum „Eu-Stress“ werden, zum guten Stress, den der Organismus genießt. Die Spannung ist nicht verfliegen, sondern in einer höheren Entspanntheit dialektisch aufgehoben.

Gelangt man entlang dieser Koordinaten zu harmonischer Synthese und Ganzheit, dann öffnet sich die Tür zum „guten Leben“. Es wirkt in dieser Darstellung etwas abstrakt wie vieles in der Philosophie; die persönlichen Besonderheiten und Farben muss man sich dazu denken. Doch es besteht noch ein tieferes Problem: Ist dieses Bild nicht zu schön, zu harmonisch, zu brav, zu *langweilig*? Warum begeistert uns Dantes Schilderung der Hölle mehr als das Paradies? Warum blättert mancher Zeitungsleser sofort zur letzten Seite durch, zur (in Italien so genannten) „Schwarzen Chronik“, wo die Unglücke und Verbrechen stehen? Warum sind Killerspiele am Computer beliebt? Warum kann einem beim Schach der Gedanke kommen, die Partie nicht in tierischem Ernst zu Ende zu spielen, sondern dem Gegner das Brett samt

Figuren an den Kopf zu werfen, weil es lustiger wäre? Und überhaupt: Warum muss das Leben unbedingt „ganz“ werden – genügt es nicht, ein aufregendes Erlebnis an das andere zu reihen? Gewissermaßen nach dem Motto: Auch Bruchstücke sind schön; Killen macht Spaß; das Böse ist weniger langweilig als das Gute; eine nicht aufgehobene Spannung prickelt besser und kann auf Synthese verzichten?

Es gilt allgemein: Je weiter man sich vom schlichten Alltag entfernt, umso mehr muss sich der Sinn die Konkurrenz eines Gegenprinzips gefallen lassen. Ihm tritt die „Sinnlosigkeit“ gegenüber – in Anführungszeichen, denn auch sie macht „Sinn“ und verspricht Gewinn im Leben. Philosophisch ist es der Punkt, wo das postmoderne Programm ertönt: Zerschneidet die Ganzheit, weg mit dem Einheitswahn, den Synthesen und den „großen Erzählungen“ – es lebe der Pluralismus und die *Differenz*!

Soll sich der Sinn dagegen auf den Katheder schwingen und die transzendente Begründung seiner Leitlinien als Dogma verkünden? Es wird ihm kaum gelingen. Seine Überzeugungskraft reicht bis zum Sinngeschehen des Alltags. Sie lässt nach bei besonderen Lebensweisen, vor allem solchen, die mit Mut und Übermut bestens zu fahren scheinen. Und schon gar nicht reicht sie bis zum Sinn des Lebens im Ganzen. Zwar drängt sich selbst dort noch die Durchgängigkeit der Sinnprinzipien auf; gewiss ist sie aber nicht und jedenfalls nicht transzendent zu belegen. Man kann nicht bloß in der Vorstellung, sondern auch real nach dem „Programm der Differenz“ leben; das beweisen unzählige Lebensläufe. Und häufig ist erlaubt, was gefällt.

Der Sinn steigt nicht auf den Katheder, aber auf ein Detail macht er in aller Bescheidenheit aufmerksam: Das Prickeln der Schwarzen Chronik genießt man am besten im warmen Wohnzimmer. Mit gepolstertem Hintergrund machen Eskapaden besonderen Spaß. Übermütige Philosophie verträgt sich gut mit Beamtenstatus und Festgehalt. Das will sagen: Einiges Terrain muss die Sinnphilosophie preisgeben; im *Alltag* bleibt sie allemal zu Hause. Ihre Forderung lautet: Missachtet den Alltag nicht und nicht die bodenständige Realität! Bleibt auf dem Boden und verliert euch nicht im Besonderen! Alltag und einfache Realität sind die Grundlagen alles Weiteren und des Lebens insgesamt. Wer hier mit „Sinnlosigkeit“ spielt, bekommt statt Kitzel die Härte der Sinnkriterien zu spüren. Ohne ein Minimum an Harmonie gelingt kein Leben. Ein Minimum an Ethik in ihrem Inneren braucht sogar eine Räuberbande, sonst kann sie nicht erfolgreich rauben.

Mit ihrem „Minimum Humanum“ betritt die Philosophie die zwischenmenschliche Ebene, den Alltag der *Gesellschaft*, das Reich der Ethik im engeren Sinn. Eine Wertquelle außerhalb des Menschen kennt sie allerdings nicht;

eine solche muss sie der Religion überlassen. Natürlich kommen in der Gesellschaft Werte zustande, aber sie sind das Amalgam der zugeströmten persönlichen Werte. Das gilt selbst dann, wenn die gesellschaftlichen Normen ihre persönlichen Ursprünge vergessen und scheinbar eigenständig fortbestehen – in Umbrüchen und Revolutionen wird wieder der wahre Untergrund sichtbar. Wie im vorigen Abschnitt geschildert wurde, gehen Sinn und Werte aus der dunklen Tiefe des Einzelnen hervor. Im Ausgang ist die philosophische Ethik dementsprechend *egozentrisch*.

Der vom Menschen ausgehende Sinn zielt aber – jedenfalls überwiegend – auf das Sein außerhalb seiner selbst. Dieses sucht er und in ihm wiederum Sinn. Er will die Welt verstehen – auch eine Art Sinndruck, der beispielsweise zu früheren Zeiten, als geeignete Erklärungen für Naturvorgänge fehlten, die Magie zum Sinnersatz erhoben hat. Außer nach Verstehen strebt man nach Erfüllung. Diese suchen auch andere Menschen, und so geht man teils gemeinsam, teils in Konflikt mit ihnen ans Werk. In diesem Geschehen entstehen die *gesellschaftlichen Werte*. Ihr egozentrischer Hintergrund hat eine weitgehende Analogie zu den persönlichen Werten zur Folge. Die obigen Erläuterungen lassen sich auf sie übertragen.

Gemeinsam geht man auf Mehrung aus, Mehrung von Macht und Wohlstand etwa. Für gesellschaftliche Konflikte gilt ein ähnliches *Harmoniegebot* wie für persönliche, allerdings mit besonderer Betonung der Gegenseitigkeit. Archaische Vorstellungen, dass einige Menschen „gleicher“ sind als die anderen, wurden überwunden; man entdeckt bei allen Mitgliedern der Gesellschaft einen weitgehend ähnlichen Sinn- und Werthintergrund: Die Menschen sind im Wesentlichen gleich. Daraus entwickeln sich die Ideale der *Freiheit und Gerechtigkeit* sowie die bekannte „Goldene Regel“. Diese kennt auch eine positive Variante des gegenseitigen Gebens, so dass sie gleichzeitig der Harmonie und der Mehrung der allgemeinen Wohlfahrt dient.

Man sollte die Reichweite derart natürlich begründeter Ethik nicht unterschätzen. Keineswegs lässt sich – wie manche Theologen meinen – das Verbot des Mordes ohne Gott nicht begründen. Die Gebote vom Berg Sinai beruhen in ihrem „menschlichen Teil“ (ab dem 4. Gebot) alle auf Gegenseitigkeit: Ich möchte nicht ermordet werden und käme in Gefahr, wenn der Mord nicht allgemein geächtet wäre. Trotzdem bliebe eine Ethik allein auf dieser Grundlage dürftig. Der Traum der Utilitaristen vom „größtmöglichen Glück für die größtmögliche Menge“ ist von gehöriger Platttheit, zumal man Glück als solches ohnehin nicht anstreben soll. Der Gegenseitigkeitskalkül ist nicht bloß egozentrisch, sondern letztlich egoistisch. Er bringt die jeweiligen Egoismen so zum Ausgleich, dass sie sich nicht gegenseitig stören und infolgedessen besser ausleben können.

Die transzendente Betrachtung von Sinn und Wert bleibt hier jedoch nicht stehen. Der Sinn ist *egoistisch* und zugleich – dialektisch, paradox – *altruistisch*. Er ist dem Sein zugewendet; das Sein ist für ihn ein Wert, und zwar auch ein Gefühlswert. Gebrauchen wir das richtige Wort dafür: *Der Sinn liebt das Sein*. Er liebt es in der Welt, und vor allem liebt er es in anderen Menschen – weil er selbst geliebt werden will, aber nicht nur deshalb: Liebe tut ihm gut. In der Liebe spürt er die ganzheitliche Verbindung mit dem Sein. Der Mensch ist gut und altruistisch nicht nur um der Anderen und um der Gegenseitigkeit, sondern auch um seiner selbst willen. Folglich verzerrt das Tun des Bösen auch sein eigenes Wertgefüge: Ein Stück seiner Seinsverbundenheit und des inneren Friedens ist dahin. Nicht nur die Folgen von Handlungen, auch Gesinnungen sind ethisch von Bedeutung. Wir fühlen uns nicht wohl, wenn wir an einem Bedürftigen vorbei gegangen sind, obwohl wir ohne weiteres hätten helfen können. Wer mutwillig ein kleines wehrloses Tier auf der Straße zertritt, schädigt sich selbst.

Ethik nur als Versicherung auf Gegenseitigkeit zeigt offenkundige Schwächen, wenn der Verlauf der gegenseitigen Beziehungen unübersichtlich wird. Beispiel ist die laxer Steuerethik bei sonst anständigen Menschen: Die Folgen unserer Schwindelei sehen wir in der Weite der staatlichen Finanzwelt verschwinden und nehmen sie daher nicht sonderlich ernst. Mit der Liebe zum Sein kommt – solche Schwächen mindernd – der Sinn für Verantwortung dazu: der Mensch als „Hirt des Seins“ (Heidegger). Aus der *Gegenseitigkeitsethik* wird *Verantwortungsethik*. Verantwortung hat keine grundsätzlichen Grenzen: Verantwortung für andere Menschen, für eine Gemeinschaft, für den Staat, für das Gemeinwohl, für die Umwelt. Sie kann sich auch auf kommende Generationen erstrecken und selbst darauf, dass diese überhaupt ins Leben treten, indem wir Kinder zeugen. Sie hat in diesem Zusammenhang einen durchaus natürlichen Hintergrund im Fortpflanzungs- und Bruttrieb. Wir wollen, dass es unseren Kindern und Kindeskindern einmal gut geht; darum sorgen wir uns um das Klima des Planeten. Eine Ahnung vom Eigenwert der Welt kommt dabei auf. Aber es ist nur eine Ahnung, philosophisch nicht klar begründbar; der egozentrische Ausgangspunkt wird im Prinzip nicht verlassen.

Transzendente Verantwortungsethik hebt die Spannung zwischen Egoismus und Altruismus in sich auf. Damit führt sie hinauf zu hohen Prinzipien. Ihr geht es aber ähnlich – die Analogie zum Persönlichen setzt sich fort – wie dem geschilderten Sinnbild des guten Lebens. Auch ihr tritt ein Gegenbild gegenüber in Gestalt des reinen, nur durch den Gedanken der Gegenseitigkeit teilweise gezügelten Egoismus. Auf transzendentaler Grundlage lässt



sich darüber keine Entscheidung herbeiführen. Zwar möchte der Sinn seine Grundsätze bis zuletzt in Geltung wissen. Doch die Erfahrung zeigt: Es geht auch anders. Mancher Egoist fühlt sich rundum zufrieden und wahrscheinlich zufriedener als der eine oder andere Altruist. Aber auch hier gilt: Eine geordnete Basis sollte sein. Für den *Alltag der Gesellschaft* ist sie wohl noch wichtiger als für den persönlichen Bereich. Wer sein Mütchen kühlen will, tut gut daran, in einer geordneten Welt zu leben. Zieht sich die Gegenseitigkeit aus der Gesellschaft in die Clans zurück und verbreiten sich Gewalt, Korruption und mafiöse Verhältnisse, hat auf Dauer niemand etwas davon. Verantwortungsethik bürgt für ein erträgliches und fruchtbares Zusammenleben. Kurz und gut: Philosophische Ethik ist das Rückgrat einer *humanen Zivilgesellschaft* – nicht mehr und nicht weniger.

Allerdings haben Ethiken auf dieser Ebene zwangsläufig etwas Sprödes und Unpersönliches an sich, wie etwa die Gerechtigkeitstheorie von John Rawls. Das liegt auch daran, dass es in der Gesellschaft im Höchsten nur um Harmonie geht – Ausgleich, Verteilung, Gerechtigkeit, Freiheit –, nicht mehr dagegen (hier endet die Analogie zum Persönlichen) um *Ganzheit*. Die Träume von der ganzheitlich verbundenen und verfassten kommunistischen Gesellschaft waren und bleiben Utopie. Ganzheit und damit die Fülle des Sinns kann nur der Einzelne erreichen – in einer gelingenden Beziehung, falls sie ihm zuteil wird, oder auch für sich allein. Für die Gesellschaft entfällt dieses Thema, für den Einzelnen ist es entscheidend; es ist die Frage nach dem Sinn seines Lebens. Die Antwort kann die Philosophie – jedenfalls als transzendental begründete – nicht mehr geben. Sie kann nur – das wäre Gegenstand einer gesonderten Betrachtung – die Frage erläutern.

## Der Autor

**Dr. Werner Reiland**  
Graf-Rasso-Str. 27  
82284 Grafrath

————— Gottfried Matthias Spaleck —————

## **Vom Zwerg zum Riesen**

### Aspekte einer erweiterten logotherapeutischen Noodynamik - Erster Teil

Logotherapie braucht Entwicklung. Wollten wir heutigen Logotherapeuten ausschließlich bei den Gedanken Viktor Frankls stehen bleiben, würde dies den Tod der Logotherapie bedeuten. Dies hat Viktor Frankl offensichtlich ebenso gesehen; in seinem Vortrag über die „Ent-Gurufizierung“ lädt er ausdrücklich zur Weiterentwicklung von Logotherapie und Existenzanalyse ein.<sup>1</sup>

Das bahnbrechend Neue, ja Revolutionäre, das Viktor Frankl in die Psychotherapie eingebracht hat, ist die Beschreibung der geistigen Dimension mit ihrer Konkretisierung in der Geistigen Person des individuellen Menschen. Dies ist wohl der große Schatz der Logotherapie, den es zu bewahren und weiterzuentwickeln lohnt.

Im Folgenden will ich versuchen, diese zentrale Errungenschaft der Logotherapie anzuwenden in Bereiche hinein, über die Viktor Frankl sich nicht tiefer gehend geäußert hat. Dabei kommen an einigen Stellen auch andere Deutungen der Phänomene zum Tragen, als sie Viktor Frankl entworfen hat. Dass auch diese Sichtweisen unter dem Begriff „Logotherapie“ erlebt werden können, leitet sich aus meiner Sicht daraus ab, dass der Grundkonsens mit Viktor Frankl, nämlich die Bezugnahme auf das logotherapeutische Menschenbild, wie es in den „10 Thesen zur Person“<sup>2</sup> beschrieben ist, durchweg erhalten bleibt.

Die vorliegende Arbeit ist in zwei Teile gegliedert. In einem ersten Teil sollen grundlegende Aspekte der Dynamik der Geistigen Person betrachtet werden, die das Verständnis für das Entstehen von sog. psychogenen Neurosen aus dem Blickwinkel der Geistigen Person vertiefen können. In einem zweiten Teil soll die Arbeit mit der Betrachtung einzelner neurotischer Symptomenkomplexe wie Angst, Zwang und Depression fortgesetzt werden.

Die folgenden Ausführungen beabsichtigen nicht, neue Dogmen in die Welt zu setzen. Ich möchte in ihnen Ergebnisse meiner therapeutischen Erfahrungen, den pädagogischen Erfahrungen meiner Frau Ulla Spaleck und meiner individuellen Auseinandersetzung mit den Gedanken Viktor Frankls und anderer Autoren darstellen, wohl wissend, dass es tastende Versuche sind,

---

<sup>1</sup> FRANKL, V. E.: Die Entgurufizierung der Logotherapie. Logotherapie & Existenzanalyse. Heft 1/2005 S.8ff.

<sup>2</sup> FRANKL, V. E.: Der Wille zum Sinn. Ausgewählte Vorträge über Logotherapie. Piper-Verlag, München – Zürich 1991, S.108ff.

sich der Wirklichkeit zu nähern. Sie wollen logotherapeutisch Interessierte dazu einladen, in einen Dialog über die eigenen Erfahrungen mit der Dynamik der Geistigen Person und über eine Weiterentwicklung des von Viktor Frankl geschaffenen Gedankengebäudes einzutreten.

### **Die Stellung der Logotherapie innerhalb der Psychotherapie**

Viktor Frankl beschreibt an einigen Stellen die Situation der Logotherapie innerhalb der Psychotherapie als die eines Zwerges, der auf den Schultern eines Riesen, der Psychoanalyse, sitzt und aus dieser Position weiter blicken kann als der Riese selbst<sup>3</sup>. Zumindest zur Zeit der Abfassung der „Ärztlichen Seelsorge“ bildete die Psychoanalyse Freuds für Viktor Frankl die Grundlage jeglicher Psychotherapie einschließlich der Logotherapie: „Wann immer es auch darum gehen mag, die Grundsätze der Psychoanalyse bzw. Individualpsychologie zu überhöhen, gilt es trotzdem, ihre Lehre zur Grundlage der Untersuchungen zu machen.“<sup>45</sup> Was aber Viktor Frankl konkret von der Psychoanalyse in die Grundlagen der Logotherapie aufnehmen will, ist nur an wenigen Stellen seines Werkes erkennbar, etwa wenn er über die Möglichkeit spricht, die psychoanalytische Methode der Traumdeutung als Zugangsweg zum geistig Unbewussten zu nutzen<sup>6</sup>. In ähnlicher Weise unkonkret bleibt seine Darstellung, wenn er bei der Beschreibung der psychogenen Neurosen ein zentrales Paradigma der psychoanalytischen Theorie, nämlich die Bedeutung des frühkindlichen psychischen Traumas für die Entstehung von psychogenen Neurosen, in Frage stellt, gleichzeitig aber die Frage einer Entstehungsmöglichkeit von psychogenen Neurosen unter dem Aspekt der Geistigen Person offen lässt.

Die folgenden Ausführungen wollen den Versuch machen, die Bedeutung der geistigen Dynamik auf den Bereich der psychogenen Neurosen auszuweiten. Dabei kann deutlich werden, dass der „Zwerg Logotherapie“ durchaus auf eigenen Beinen stehen kann, dass er also des „Riesen Psychoanalyse“ nicht bedarf, um seine Weitsicht zu entfalten. Anders ausgedrückt: die Logotherapie ist von ihren Grundannahmen her in der Lage eine eigene um-

<sup>3</sup> Z. B. FRANKL, V. E.: Ärztliche Seelsorge. Grundlagen der Logotherapie und Existenzanalyse. Wien 1982, S.10.

<sup>4</sup> FRANKL, V. E.: Ärztliche Seelsorge. Grundlagen der Logotherapie und Existenzanalyse. Verlag Franz Deuticke, Wien 1982, S.10.

<sup>5</sup> Vgl. auch FRANKL, V. E.: Theorie und Therapie der Neurosen. München – Basel 1993, S. 196.

<sup>6</sup> FRANKL, V. E.: Theorie und Therapie der Neurosen. Ernst Reinhardt Verlag, München – Basel 1993, S.128.

fassende Psychopathologie zu entwerfen. Mehr noch: es ist zu ahnen, dass eine Zeit kommen wird, in der es keine Beschreibung menschlicher psychischer Störungen mehr geben wird, die nicht vom konstituierenden Faktor menschlichen Lebens ausgeht, von der Wirkkraft der Geistigen Person.

### **Kinder sind anders**

Nahezu alle aktuellen psychischen Störungsmodelle gehen von prägenden Einflüssen in der Kindheit aus. Dem liegt in der Regel ein Bild vom Kind zu Grunde, das das Stadium der Kindheit als Vorstufe zum Erwachsenwerden sieht. Kind-Sein bedeutet in diesem Sinne eine vorübergehende Periode menschlicher Biographie, die das Erwachsen-Werden zum Ziel hat, und die Kinder in ihrem eigenen Interesse möglichst rasch durchlaufen sollten, um „in der Welt“ bestehen zu können.

Ulla Spaleck weist demgegenüber darauf hin, dass die Kindheit eine menschliche Seinsweise eigener Art ist, die eigene Formen der Wahrnehmung, des Kontaktes, des Forschens und der Deutung von Phänomenen hat<sup>7</sup>. Dies stimmt mit neueren Strömungen in der Entwicklungspsychologie überein, in denen festgestellt wird, dass die kindlichen Zugänge zur Wirklichkeit anders sind als die von Erwachsenen, aber nicht weniger berechtigt, wirklichkeitsnah oder wertvoll<sup>8</sup>. Es entspricht der verbreiteten Entfremdung erwachsenen Denkens, dass sie meist nur die eigene, überwiegend rational geprägte Form der Wahrnehmung für real hält und andere Formen der Wahrnehmung, wie etwa die kindliche, die künstlerische, die von alten Menschen, die von geistig oder körperlich Behinderten oder die von indigenen Kulturen abwertet.

Erwachsenen fällt der Zugang zur kindhaften Seinsweise in aller Regel schwer; meist ist er gar nicht mehr möglich. Beschreibungen der Kindheit, wie sie von Erwachsenen vorgenommen werden, sind in der Regel davon geprägt, dass sie aus einer distanzierten Sicht stammen, von Erinnerungen und im erwachsenen Leben erworbenen Vorstellungen und Deutungsmodellen durchsetzt sind und somit keine authentische Wiedergabe des ehemals Erlebten darstellen<sup>9</sup>. Dies gilt für die Wahrnehmung der eigenen vergangenen Kindheit ebenso wie für wissenschaftliche Darstellungen über die Kindheit.

<sup>7</sup> SPALECK, ULLA: Persönliche Mitteilung.

<sup>8</sup> Vgl. ROSENBERGER, KATHARINA: Kindgemäßheit im Kontext. Zur Normierung der (schul-)pädagogischen Praxis. Wiesbaden 2005, S. 58ff.

<sup>9</sup> Vgl. ROSENBERGER, KATHARINA: a.o.a.O. S. 62f.

Phänomenologische Betrachtungen der Kindheit legen den Schluss nahe, dass Kinder von Anfang an „die Autoren ihrer Entwicklung“ sind<sup>10</sup>. Demnach gibt es in Kindern von Beginn ihres Lebens an eine selbstgestaltende individuelle Kraft. Kinder entwickeln und „bilden“ sich also selbst, und Erziehung hat in diesem Sinne nicht die Aufgabe Kinder nach gesellschaftlich anerkannten Normen zu formen, sondern sie darin zu begleiten, ihre eigenen Gestaltungsprozesse möglichst ungehindert und angstfrei vollziehen zu können. Verschiedene Reformpädagogische Ansätze haben versucht, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen<sup>11</sup>.

Was bei den Beschreibungen der neueren entwicklungspsychologischen Ansätze allerdings durchweg fehlt, ist eine weiterführende Beschreibung der inneren Instanz, aus der heraus ein Kind seine individuelle Selbstgestaltung vornimmt. Hierbei nun kann das Menschenbild von Logotherapie und Existenzanalyse hilfreich sein.

#### **Das Kind ist von Anfang an Geistige Person**

Wenn wir den Grundgedanken Viktor Frankls folgen, steht die geistige Person jenseits des Gewordenen, des Faktischen<sup>12</sup>. Die Geistige Person ist die Instanz, die Möglichkeiten verwirklichen kann, die „dynamisch“ ist<sup>13</sup>. Somit ist die Geistige Person der Bereich im Menschen, der Sinngestaltung und generelle Schöpferkraft entspringen. Diese Dynamik ist nicht altersabhängig. Lediglich die Intensität der bewussten Verbundenheit eines Menschen mit seiner Geistigen Person ist veränderbar und damit einem biografischen Wandel unterworfen.

An dieser Stelle kann der Entwicklungsbegriff hilfreich sein, auf den Johann Wolfgang von Goethe im Rückgriff auf den Dichter Pindar hingewiesen hat, als er die Anregung gab: „Erkenne, wer Du im Kern deines Wesens bist, und dann werde es.“<sup>14</sup> Beide verweisen hierbei offensichtlich auf den unverwechselbaren geistigen Kern, der zeitlos und unzerstörbar das Wesen eines individuellen Menschen ausmacht und der entwickelt, also „ausgewickelt“ werden will. Ich habe für diesen Vorgang dem Begriff der „Warten-

<sup>10</sup> SCHÄFER, GERD E. (Hrsg.): Bildung beginnt mit der Geburt, Beltz-Verlag, Weinheim und Basel 2004, S. 30f.

<sup>11</sup> Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Reformpädagogik>.

<sup>12</sup> FRANKL, V. E.: Der Wille zum Sinn. Ausgewählte Vorträge über Logotherapie. Piper-Verlag, München – Zürich 1991, S.113.

<sup>13</sup> FRANKL, V. E.: a.o.a.O., S.116.

<sup>14</sup> <http://logos.kulando.de/post/2009/06/29/goethe-urworte.-orphisch-interpretation>

den Zukunftsgestalt“<sup>15</sup> gewählt, der eine Nähe zu Viktor Frankls Begriff des „geistig Unbewussten“<sup>16</sup> hat. Die „Zukunftsgestalt“ eines erwachsenen Menschen scheint geduldig daran zu erinnern, dass sie durch diesen Menschen selbst von den „Einwickelungen“, den Einengungen, die sie während der jeweiligen familiären, kulturellen, konfessionellen und sozialen Prägung erfahren hat, entbunden werden will, so dass sie frei werden kann für die individuelle Sinngestaltung.

Daraus folgt, dass die Geistige Person sich nicht „entwickelt“. Sie entsteht nicht, und sie altert nicht. Die Geistige Person „ist“. Sie ist zeit- und raumlos. Ulla Spaleck fasst diese Erkenntnis für den pädagogischen Bereich so zusammen: „Das Kind ist von Anfang an Geistige Person und muss nicht erst durch Entwicklung und Erziehung zu einer werden.“<sup>17</sup> Ich erlebe diese Feststellung als ein drittes logotherapeutisches Credo, ein „logo-pädagogisches Credo“. Es kann neben dem von Frankl entworfenen „psychotherapeutischen Credo“ („der Glaube an die Fähigkeit des Geistes im Menschen, unter allen Bedingungen und Umständen irgendwie ab zu rücken vom und sich in fruchtbare Distanz zu stellen zum Psychophysikum in ihm“<sup>18</sup>) und dem „psychiatrischen Credo“ („der Glaube an das Fortbestehen der Geistigen Person auch noch hinter der vordergründigen Symptomatik psychotischer Erkrankungen“<sup>19</sup>) stehen.

Der Heilpädagoge Henning Köhler hat die beim Kind von Anfang an vorhandene existenzielle Dynamik auf folgende Weise beschrieben: „Und schließlich ist der Mensch, anders als alle anderen Wesen dieser Welt, zukunfts- und gestaltungsorientiert. Dies gilt ganz besonders für Kinder. Das Kind will sich selbst entwickeln und ausfalten, will in der permanenten schöpferischen Veränderung zu sich kommen – «zu sich» heißt aber: Zukunft. Der Ort, an dem ich stehe, kann nicht das Ziel sein – und doch trägt der, der unterwegs zu sich selbst ist, das Ziel schon in sich als die Kraft, die ihn bewegt und ihm die Richtung gibt. Der Mensch ist zukunftsorientiert, und das heißt: gestaltungsorientiert. Die Lebensfrage lautet als Sinnfrage: Wie kann ich mich so entwickeln, so in die Welt hinein entwickeln, dass ich mich mit mir einig fühlen werde, irgendwann. Das ist eine Frage, die den kreativen Menschen und den

<sup>15</sup> SPALECK, GOTTFRIED (Hrsg.): *Unterwegs nach Morgenland. Zur aktuellen Bedeutung von Hermann Hesses Menschenbild.* Bendorf 2004, S. 22f.

<sup>16</sup> FRANKL, V. E.: *Logotherapie und Existenzanalyse. Texte aus sechs Jahrzehnten.* Mit einem Vorwort von Giselher Guttman. Berlin – München 1994, S. 176.

<sup>17</sup> SPALECK, ULLA, persönliche Mitteilung.

<sup>18</sup> FRANKL, V. E.: a.o.a.O., S.116.

<sup>19</sup> FRANKL, V. E.: a.o.a.O., S.110.

sozialen Menschen gleichermaßen betrifft: die Liebe und die Kreativität. Es ist ein Geheimnis: Ich kann nur mit mir selbst einverstanden sein im tiefsten Seelengrund, wenn ich mich hinentwerfe auf den Menschen, auf die «Humanitas», wenn also die Schritte meiner Selbstentfaltung auf die Entfaltung der Menschlichkeit, der «sozialen Skulptur» (J. Beuys) bezogen sind. Die Kreativitätsforschung übersieht oft, dass kreative Impulse im Ursprung (!) Liebesimpulse sind, auch wenn das Thema die Auseinandersetzung mit der Destruktivität ist. Das liegt ja in der Zeit.<sup>20</sup>

Mit der Erkenntnis des Kindes als Geistige Person lässt sich ein anthropologisches Fundament bilden für die Grunderfahrung der Reformpädagogik, dass Kinder „die Akteure ihrer Entwicklung“<sup>21</sup> sind, dass kindliche Bildung in erster Linie ein „Selbstbildungsprozess“ ist und dass Kinder das Recht haben, ihre ihnen eigene Wesensart unabhängig von den Forderungen und Vorstellungen der Erwachsenen zu leben. Eine konsequente Umsetzung dieser Erkenntnis würde die reale Lebenswelt von Kindern in den Familien radikal verändern und die Strukturen im Bereich der Kindergartenpädagogik und der Schule grundlegend wandeln. An die Stelle „elterlicher Gewalt“ träte ein Miteinander unter Würdigung der Unterschiedlichkeit gleichrangiger und gleichberechtigter Individuen, die gemeinsam ihr Leben gestalten. Statt Kinder immer frühzeitiger in Richtung von im Erwachsenenleben nützlich scheinender Kompetenzen zu formen, könnten Kindertagesstätten zu Orten werden, in denen Kinder ihr ihnen eigenes „forschendes Lernen“<sup>22</sup> ausleben und gemäß der ihnen wichtigen Fragen und Entwicklungen gestalten können, wobei sie von Erwachsenen darin begleitet und unterstützt werden. Schulen könnten zu spannenden „Zentren des Lernens“ werden, in denen Schüler nicht in passiver Weise hierarchisch vermitteltes Wissen schlucken müssen, das für ihre individuelle Entwicklung zum größten Teil belanglos ist und sie entsprechend langweilt. Stattdessen könnten Schüler zusammen mit Lehrern partizipatorisch ein „genetisches“<sup>23</sup>, also hervorbringendes Lernen pflegen, das sein Hauptziel im Ermöglichen kreativer Fragestellungen und im spielerischen Hervorbringen eigenständiger Lösungsmodelle sieht, wobei sich Schüler und Lehrer in einem gemeinsamen Forschungs- und Lernprozess erleben.

<sup>20</sup> KÖHLER, HENNING: Vom Wunder des Kindseins. Stuttgart 2000, S. 51.

<sup>21</sup> Vgl. KAUTTER, HANSJOERG; KLEIN, GERHARD; LAUPHEIMER, WERNER; WIEGAND, HANS-SIEGFRIED: Das Kind als Akteur seiner Entwicklung. Idee und Praxis der Selbstgestaltung in der Frühförderung entwicklungsverzögerter und entwicklungsgefährdeter Kinder. Heidelberg 1988.

<sup>22</sup> SCHÄFER, GERD E. (Hrsg.): Bildung beginnt mit der Geburt. Weinheim und Basel 2004, S. 28ff.

<sup>23</sup> Vgl. WAGENSCHNEIN, MARTIN: Verstehen lehren. Mit einer Einführung von Hartmut von Hentig. Weinheim und Basel 1968, S. 75ff.

### Von der Psychodynamik zu einer erweiterten Noodynamik

Die Dynamik der Geistigen Person ist nach Viktor Frankls Beschreibung in erster Linie auf die Gestaltung von Sinnmöglichkeiten ausgerichtet. Unter dem Aspekt, dass die geistige Person eines Kindes ein „absolutes Novum“<sup>24</sup> und gleichzeitig individuell<sup>25</sup>, also in dieser Weise nur einmal im Universum erscheinend ist, besteht für das Kind die Aufgabe sich selbst eine Form zu geben, in der dieses „Neue“ und „Einzigartige“ sich an der Sinn-Gestaltung dieser Welt beteiligen kann. Da ein Kind am Anfang seines Weges nicht auf Vorerfahrungen und Prägungen zurückgreift wie ein Erwachsener, sondern fast alles neu schöpft, wird die gewaltige Entwicklungsdynamik verstehbar, die sich an kleinen Kindern beobachten lässt.

Kinder formen die Welt von Anfang an mit. Entgegen der Auffassung früherer Entwicklungsmodelle, nach denen Säuglinge passive Wesen waren, die in erster Linie auf Versorgung angewiesen sind, zeigen neuere Strömungen der Entwicklungspsychologie auf, dass Kinder von Geburt an auf die Welt zu gehen, sie erforschen, mit ihr kommunizieren und in den Dialog mit anderen Menschen treten.<sup>26</sup>

Beides, das „Novum“-Sein und die existenzielle Gegebenheit des Neuschöpfen-müssens des Kindes stellt wohl das eigentliche kreative Potential der Menschheit dar. Auf diese Weise kommen neue Ideen und Erkenntnisse in die Welt, werden Lösungen für momentan unlösbare Fragestellungen und Probleme gefunden. In diesem Sinne sind Kinder „unsere Zukunft“.

Diese Dynamik der individuellen kindlichen Entwicklung trifft nun auf die gegebenen kulturellen Verhältnisse. Diese Verhältnisse beinhalten in der Regel nur in geringem Umfang eine Wahrnehmung des Kindes als Geistige Person. Wenn Frankl anführt, dass die Medizin eine Humanisierung, also eine Besinnung auf das spezifisch Menschliche benötige<sup>27</sup>, so gilt dies in gleicher Weise für die Pädagogik in ihrer familiären, institutionalisierten und verwissenschaftlichten Form. Das Bild einer „Geistigen Person“ ist im pädagogischen Kontext in ebenso geringem Umfang vertreten wie in der Medi-

<sup>24</sup> FRANKL, V. E.: Der Wille zum Sinn. Ausgewählte Vorträge über Logotherapie. Piper-Verlag, München – Zürich 1991, S.109.

<sup>25</sup> FRANKL, V. E.: Der Wille zum Sinn. Ausgewählte Vorträge über Logotherapie. Piper-Verlag, München – Zürich 1991, S.108.

<sup>26</sup> Vgl. BRODIN, MARIANNE, HYLANDER, INGRID: Wie Kinder kommunizieren. Daniel Sterns Entwicklungspsychologie in Krippe und Kindergarten. Weinheim und Basel 2002, S. 21ff.

<sup>27</sup> FRANKL, V. E.: Ärztliche Seelsorge. Grundlagen der Logotherapie und Existenzanalyse. Verlag Franz Deuticke, Wien 1982, S.8.



zin, der Psychologie oder der Psychotherapie. Vorherrschend sind Bilder, in denen Kinder als „zu erziehende“ Wesen erlebt werden, denen Fähigkeiten, Sozialverhalten und Wertorientierung erst beigebracht werden müssen.

In dieser sozialen Situation kommt es nun zu einem Konflikt zwischen den selbstgestaltenden Impulsen des Kindes und den Forderungen der herkömmlichen Erziehung, denen sich Kinder anzupassen haben. Sigmund Freud hat diesen Konflikt bei seiner Darstellung der Entstehung von Neurosen ebenfalls beschrieben. Allerdings hat er das innere Spannungsfeld des Kindes reduziert auf die sog. Triebdynamik. Nach ihr trifft die kindliche (sexuelle) Libido auf die von den Eltern als Repräsentanten der Gesellschaft gesetzten Grenzen und muss vom Kind zurückgenommen bzw. sublimiert, also in kulturelle Anpassungsleistung und Kreativität umgewandelt werden. Bei Kindern, denen diese Anpassungsleistung ihrer Libido nicht oder nur unvollständig gelingt, wandeln sich nach Freuds Vorstellung die nicht gebändigten libidinösen Energien in ein Potenzial späterer neurotischer Störungen um. Die immer wieder andrängenden Libidoenergien müssen durch Abwehrmechanismen in Schach gehalten werden; wo dies nicht mehr ausreichend gelingt, nehmen diese Energien die Form neurotischer oder psychosomatischer Symptomenkomplexe an.<sup>28</sup>

Wenn wir die Wahrnehmung der inneren Dynamik eines Kindes von der Einseitigkeit einer sexuell orientierten Sicht befreien und die innere Motivation eines Kindes, wie beim Erwachsenen von ihrer Tiefe her als eine auf das Geistige gerichtete Strebung erleben, dann können wir zu einem erweiterten Verständnis der Entstehung von psychogenen Neurosen kommen. Es sind dann nicht mehr vordringlich sexuelle (oder, wie im Verständnis der Individualpsychologie, machtorientierte) Potentiale, die bei einer neurotischen Entwicklung den Weg in eine lebensfördernde Sphäre nicht finden. Es sind vielmehr die selbstgestaltenden und letztlich auf Sinnverwirklichung abzielenden Impulse der Geistigen Person, die durch eine hierarchische und formen wollende Erziehung ins Psychische abrutschen und dort ein fremd- und selbstzerstörerisches Potenzial bilden.

Im Grunde also ist die Beobachtung Freuds, dass sich in einer Neurose desintegrierte Energien ausleben, wohl durchaus zutreffend. Nur seine Sicht auf die Quelle, der diese Energien entstammen, bleibt zweidimensional und hat somit für die Sphäre des Geistigen keine Wahrnehmung.

Die sog. Bindungstheorie beschreibt anschaulich, in welche Konflikte Kinder geraten, die für ihre selbstgestaltenden Impulse keinen ausreichenden,

<sup>28</sup> Z. B. FREUD, SIGMUND: Sexualeben. S.Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1972, S.74.

das heißt in erster Linie angstfreien Raum vorfinden<sup>29</sup>. Wenn Eltern auf die Selbstgestaltungskräfte ihres Kindes mit Verständnislosigkeit, Angst oder Ablehnung reagieren, dann gerät ein Kind leicht in die Spannung, dass es bei einer Weiterführung seiner Eigengestaltung möglicherweise die Solidarität seiner Eltern und damit die Bindungssicherheit an sie verliert. Da ein Kind existenziell auf Bindung (vornehmlich zu den Eltern) angewiesen ist, wird es in der Regel versucht sein, auf seine Eigengestaltung zu verzichten und sich den Erwartungen der Eltern anzupassen. Die frustrierten Eigengestaltungsenergien können für dieses Kind dann den Weg ebnen zu einem späteren „Modus der neurotischen Existenz“. Frankl beschreibt diesen Modus so: „Denn der neurotische Mensch ist irgendwie „geschreckt“ und demgemäß sein Sicherheitsstreben ein forciertes.“<sup>30</sup>

Beides, das Geschreckt-Sein und das erhöhte Angstpotenzial sind wohl die Folge des Verlustes an positiver Selbstwahrnehmung, der einem Kind widerfährt, das sich von seinen selbstgestaltenden Energien und damit von seiner Berührung mit seiner Geistigen Person abgedrängt fühlt. Ein solches Kind verliert partiell den Kontakt mit seinem Wesenskern, mit seiner Mitte. Selbstwertverlust, abnehmendes Grundvertrauen und zunehmende Abhängigkeit von Orientierung versprechenden äußeren Impulsen sind meist die Folge.

### Der soziale Kontext

Sigmund Freud nahm in seinen Konzepten kaum Bezug auf die gesellschaftlichen Widersprüche und Verwerfungen seiner Zeit. Seine Psychoanalyse fügte sich relativ widerspruchslös in das bestehende Gesellschaftssystem ein. Viktor Frankl trug sozialpsychologischen Zusammenhängen insofern Rechnung, dass er auf das Phänomen der kollektiven Neurosen und die Pathologie des Zeitgeistes hinwies. Ich selbst erlebe einen untrennbaren Zusammenhang zwischen dem Leiden und der Erkrankung eines Menschen und der Pathologie des ihn umgebenden kulturellen Umfelds. Die Genese psychogener Neurosen ist somit für meine Sicht in engem Zusammenhang damit zu sehen, inwieweit in unserem gegenwärtigen und vergangenen Kulturraum humane oder dehumanisierende Tendenzen wirksam waren und sind.

Wie oben dargestellt findet sich in unserer Kultur im Bereich Medizin, Psychologie und Pädagogik nur in geringem Umfang eine Wahrnehmung des

<sup>29</sup> Vgl. BOWLBY, J.: Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen. Klett-Cotta, Stuttgart 1980.

<sup>30</sup> FRANKL, V. E.: Ärztliche Seelsorge. Grundlagen der Logotherapie und Existenzanalyse. Wien 1982, S. 177ff.

Menschen als Geistige Person. Dies entspricht offensichtlich einer allgemeinen kulturellen Tendenz. Auch im Bereich der übrigen Wissenschaft, der Wirtschaft, der Politik, der Konfessionen, der Kunst, des Militärs und der staatlichen Organisation sind nur gelegentlich Strukturen zu erkennen, die sich auf das Menschenbild eines freien, selbstgestaltenden, selbst verantwortlichen und an Werten orientierten Mensch-Seins beziehen. Trotz demokratischer Verfassung sind die realen gesellschaftlichen Strukturen in unserem Lande auch heute noch weitgehend von Fremdbestimmung, erzwungener Unterordnung, eingeschränkter Verantwortlichkeit, Privilegierung einzelner Gruppen und Hierarchie geprägt.

Verfolgen wir die sozialen Strukturen im historischen Prozess zurück, so erleben wir, dass es innerhalb der Epoche der geschichtlichen Überlieferung fast durchgängig das Prinzip des Herrschens und Beherrschtwerdens auf der Grundlage von offener und verdeckter Gewalt war, das die Sozialstrukturen der Menschheitskulturen bestimmt hat. Einige Anzeichen sprechen jedoch dafür, dass das Prinzip der Gewalt nicht die ursprüngliche Sozialform der Menschheit ist. Es scheint vorgeschichtlich soziale Strukturen gegeben zu haben, die auf ein assoziatives Miteinander gleichrangiger Individuen hindeuten.<sup>31</sup> Auch die frühen matriarchalen Kulturen scheinen noch stärker von partizipatorischen Impulsen geprägt gewesen zu sein<sup>32</sup>, obwohl bei ihnen das Machtprinzip durch die Vorrangstellung eines Geschlechts offensichtlich bereits Einzug gehalten hatte.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte scheint es immer wieder Bestrebungen gegeben zu haben, soziale Formen in Richtung eines solidarischen Miteinanders freier Individuen zu gestalten. Tendenzen dazu finden sich unter anderem im Taoismus der frühen chinesischen Hochkultur, in einigen philosophischen Bewegungen des antiken Griechenlands wie etwa der der Stoiker und der Epikuräer, im japanischen Zen-Buddhismus, in den Sozialstrukturen innerhalb des frühen Christentums, in späteren christlichen Gruppierungen wie der der Katharer in Südfrankreich oder der Bogumilen auf dem Balkan, und in den Frühformen der Französischen und der Russischen Revolution<sup>33</sup>. Immer wohl hat es in der Menschheit die Sehnsucht gegeben, aus einer Haltung von Freiheit, autonomer Verantwortlichkeit und wertorientier-

<sup>31</sup> Vgl. DUHM, DIETER: Die heilige Matrix. Von der Matrix der Gewalt zur Matrix des Lebens. Grundlagen einer neuen Zivilisation. Synergie Verlagsbuchhandlung, Belzig 2001, S.82ff.

<sup>32</sup> Vgl. LICHTENFELS, SABINE: Weiche Macht. Perspektiven eines neuen Frauenbewusstseins und einer neuen Liebe zu den Männern. Verlag Berghof and friends, Belzig 1996, S.123ff.

<sup>33</sup> Vgl. STOWASSER, HORST: Anarchie! Idee – Geschichte – Perspektiven. Edition Nautilus, Hamburg 2006, S.180ff.

ter Gemeinschaftlichkeit das eigene und das gemeinschaftliche Leben zu gestalten. Diese Impulse wurden von den herrschenden Tendenzen der Macht und der Gewalt jeweils bekämpft und teilweise grausam verfolgt. Ein wesentlicher positiver Einschnitt bildete wohl die Deklaration der Allgemeinen Menschenrechte durch die Vereinten Nationen 1948, die zumindest partiell Züge eines geistorientierten, auf die Wahrnehmung des Individuums gerichteten Menschenbilds erkennen lässt. Wohl zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte wurde der Begriff der Würde des individuellen Menschen, die über jeder rassistischen, ethnischen, kulturellen, konfessionellen oder geschlechtsbezogenen Herkunft und Prägung steht, nationenübergreifend formuliert.

Dass die soziale Praxis in allen Ländern der Welt hinter diesem formulierten Willen zurückbleibt, ja dass seit einigen Jahrzehnten global ein deutlicher Rückgang in der allgemeinen Wahrnehmung von Menschenrechten und Menschenwürde zu beobachten ist, gehört wohl zu den großen Herausforderungen unserer gegenwärtigen Zeitepoche.

#### **Wechselwirkung zwischen sozialer und individueller Neurose**

Die sozialen Formen von Herrschaft, Unterdrückung, Privilegierung, Gewalt und Hierarchie lassen sich nicht aus einem Menschenbild ableiten, das die Geistige Person des individuellen Menschen zum Mittelpunkt hat. Sie stehen zu ihm ebenso im Widerspruch wie zur existenzphilosophisch orientierten Lebenshaltung. Sie sind angst- und machtorientiert, nicht wertorientiert. Sie entstammen dem psychischen Bereich des Menschen. Aus geistorientierter Sicht stellen solche sozialen Strukturen Formen sozialer Pathologie dar, die als soziale Neurose zu bezeichnen sind. Ihnen liegt eine mangelnde Wahrnehmungsfähigkeit für soziale Werte zu Grunde.

Die größte Gefahr für die auf Macht und Gewalt basierenden Sozialformen stellen Menschen dar, die sich in individueller autonomer Verantwortlichkeit und in Bezugnahme auf transzendierende Werte an der Gestaltung des sozialen Ganzen beteiligen wollen. Solche Menschen lassen sich nur in geringem Umfang manipulieren und einschüchtern; sie sind schlecht „beherrschbar“.

Um diese Gefahr möglichst gering zu halten, haben sich offenbar in allen machtorientierten Gesellschaftsformen Strukturen herausgebildet, die Menschen möglichst frühzeitig, also von Kindheit an, von sich selbst, von ihrem geistigen Kern, weg drängen wollen. Die Geschichte der abendländischen

Pädagogik spiegelt dies wider.<sup>34</sup> So ist es denn nicht verwunderlich, dass in der alltäglichen pädagogischen Praxis das Vorhandensein von Hierarchie und verdeckter Gewalt weitgehend akzeptiert oder verdrängt wird. Kinder werden auch heute überwiegend nicht oder nur scheinbar in die Gestaltung ihres eigenen Lebensraums mit den sie betreffenden Lebensbedingungen einbezogen<sup>35</sup>. Daneben gibt es eine starke Tendenz, Kinder zu verniedlichen oder die ihnen eigene Art zu romantisieren. Beides nimmt Kinder nicht wirklich ernst und trägt zur Aufrechterhaltung der hierarchischen Strukturen bei. Eltern, die in ihrer Kindheit nicht als Geistige Person wahrgenommen wurden, werden das ihnen Widerfahrene in der Regel an ihre Kinder weitergeben, sofern sie nicht einen eigenen Heilungsweg gehen. So stabilisiert sich ein solches System mit der negativen Konsequenz, dass die abgedrängten Gestaltungsenergien sozial destruktive Formen wie Kriminalität und Gewaltbereitschaft bis hin zum Krieg annehmen oder in individuell destruktive Bereiche wie Angst, Zwang, Depression, Sucht und Perversion abrutschen. Erich Fromm hat die sozialpsychologischen Verflechtungen machtorientierter Gesellschaftsformen in seinen Abhandlungen über den „autoritären Charakter“ ausführlich beschrieben<sup>36</sup>. Auch Wilhelm Reich hat grundlegende Erkenntnisse zu diesen Zusammenhängen beigetragen.<sup>37</sup>

### **Das Zusammenwirken von Pädagogik und Therapie**

Aus all dem wird deutlich, dass Pädagogik und Therapie eng miteinander verflochtene Bereiche sind. Sie sind beide auf den individuellen Menschen und seine jeweilige biographische Situation bezogen. Die Therapie kann die Pädagogik darauf aufmerksam machen, welche psychopathologischen Folgen es haben kann, wenn Kinder von ihren eigengestaltenden Impulsen und damit von ihrem Wesenskern abgedrängt werden. Die Pädagogik, insbesondere die Frühpädagogik, kann die Therapie immer wieder mit den Urbildern selbstgestaltenden menschlichen Lebens versorgen, das bei kleinen Kindern so wohltuend und hoffnungsgebend erlebbar ist.

<sup>34</sup> Vgl. ROSENBERGER, KATHARINA: Kindgemäßheit im Kontext. Zur Normierung der (schul-)pädagogischen Praxis. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, S.60.

<sup>35</sup> Vgl. SCHÄFER, GERD E. (Hrsg.): Bildung beginnt mit der Geburt. Weinheim und Basel 2004, S. 25ff.

<sup>36</sup> Z. B. FROMM, ERICH: Die Furcht vor der Freiheit. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1980, S.107ff.

<sup>37</sup> Z. B. REICH, WILHELM: Die Massenpsychologie des Faschismus. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1971.

Letztlich geht eine geistorientierten Psychotherapie mit dem erwachsenen Patienten den umgekehrten Weg, den er in seiner Kindheit beschritten hat: die Entfremdung des damaligen Kindes von seiner Geistigen Person, der Verlust seiner Mitte, wird rückgängig gemacht durch eine neue, nun bewusste Annäherung an seinen Wesenskern mit den in diesem Kern liegenden Kräften und Möglichkeiten und der aus ihm fließenden Lebensfreude und Hoffnung. Gleichzeitig kann deutlich werden, dass ein Therapeut Gefahr läuft den Patienten zu retraumatisieren, wenn er ihn nicht als Geistige Person wahr nimmt. Es kann sich dann im Patienten der Vorgang wiederholen, der in der Kindheit zu seiner seelischer Verletzung geführt hat.

„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr das Himmelreich nicht erlangen“<sup>38</sup> – diese Äußerung Jesu will wohl nicht so verstanden werden, dass wir als Erwachsene „kindisch“ werden oder die Möglichkeit differenzierender Wahrnehmung aufgeben sollten. Sie kann ihre Tiefe und ihre visionäre Kraft dann entfalten, wenn wir uns in bewussten Akten der Entscheidung wieder unserem zentralen schöpferischen Wesenskern nähern, der unser individuelles geistiges Sein im Vollzug der Werteorientierung mit der universellen Geistigkeit verbindet.

### Zusammenfassung

Ausgehend vom logotherapeutischen Menschenbild wurde versucht, die Betrachtung der Dynamik der Geistigen Person auf das Verständnis der Entstehung psychogener Neurosen auszudehnen. Ähnlich wie in der Psychoanalyse wurde das Auftreten von psychogenen Neurosen mit dem Abgleiten unbewusster Kräfte während der Kindheit in Verbindung gebracht. An die Stelle sexueller Triebkräfte in der Beschreibung psychoanalytischer Psychodynamik treten aus der geistigen Person kommende selbstgestaltende Kräfte, die letztlich eine Sinnverwirklichung zum Ziel haben. Die Bedingungen dafür, dass sich bei Kindern selbstgestaltende Kräfte nicht ausreichend frei entfalten können, wurden in einer mangelnden Wahrnehmungsfähigkeit für die Geistige Person innerhalb unserer Kultur angenommen. Dies wurde in Verbindung gesetzt mit der seit Jahrtausenden wirksamen sozialen Haltung von Macht und Gewalt, die dem psychischen Bereich des Menschen entspringen. Die darauf beruhenden Sozialsysteme haben die Tendenz, Bestrebungen freiheitlicher, selbstverantworteter sozialer Gestaltung zu verhindern. Dies hat eine Pädagogik zur Folge, die bei Kindern frühzeitig den Kontakt

---

<sup>38</sup> Math. 18,3

zu ihrer Geistigen Person schwächt. Dadurch werden Kinder zu lenkbaren, leicht zu beeinflussenden Erwachsenen erzogen, die diese Haltung an ihre Kinder weitergeben. Daneben hat es innerhalb der Menschheitsgeschichte immer Bestrebungen gegeben, soziale Gestaltung aus der Geistigen Person heraus vorzunehmen. Therapie und Pädagogik sind ineinander verwobene Bereiche. Beide können sich gegenseitig bereichern.

Im zweiten Teil des Aufsatzes wird es um die Betrachtung konkreter Störungsbilder wie Angst, Zwang und Depression unter dem Aspekt der Dynamik der Geistigen Person gehen.

## Der Autor

**Dr. med. Gottfried Matthias Spaleck**

Engerser Str. 6

D-56170 Bendorf

Tel.: 02622/906150

E-mail: [info@spaleck-institut.de](mailto:info@spaleck-institut.de)

[www.spaleck-institut.de](http://www.spaleck-institut.de)

## II. FALLDARSTELLUNGEN

Florian Wöss

### **Sinnfindung an der Grenze** Sterbebegleitung im Geist der Logotherapie

*Vorbemerkungen:* Ich werde ins Krankenhaus zu einem 44-jährigen Mann gerufen: Herr NN hat ein apallisches Syndrom<sup>1</sup> nach einem schwerem Herzinfarkt, der bereits zehn Tage zurück liegt. Bei ihm am Bett sitzt seine Mutter, die, das ergibt sich im Verlauf des Gespräches, besonders stark an ihm hängt. Sie hat vor etwa fünf Jahren ihren eigenen Mann beerdigen müssen, nachdem sie ihn über einen langen Zeitraum gepflegt hatte.

Die Angehörigen wünschen für Herrn NN die Krankensalbung; darum hat der Klinikseelsorger, ein Diakon, mich, den Ortspfarrer, verständigt. Von ihm habe ich erfahren, dass sich nachmittags die Angehörigen von Herrn NN bei ihm treffen werden zum Beratungsgespräch darüber, ob und in welchem Ausmaß für Herrn NN lebenserhaltende Maßnahmen ergriffen werden sollen. In diesem Zusammenhang erfahre ich, dass die Mutter von Herrn NN sehr für lebensverlängernde Maßnahmen ist; nicht jedoch seine jüngste Schwester, die auch die Betreuung übernommen hat.

Vor diesem Hintergrund möchte ich die Mutter im Rahmen meines Besuches auch zu einer verantworteten Entscheidung befähigen; aber es soll *ihre* Entscheidung werden, darum nehme ich mir vor, möglichst ergebnisoffen mit ihr zu sprechen, auch wenn ich es für mich selbst ablehne, dass um jeden Preis lebensverlängernde Maßnahmen ergriffen werden.

*Ich betrete das Zimmer und stelle mich vor; die Mutter steht auf, um mich zu begrüßen. Dann eröffnet sie das Gespräch:*

*Mutter:* Ich kann nicht weinen.

*Seelsorger:* Wie meinen Sie das denn? Warum können Sie nicht weinen?

*Mutter:* Ich weiß auch nicht. Ich habe Angst, dass ich gefühllos bin, weil ich

---

<sup>1</sup> Das apallische Syndrom, dt. Wachkoma, ist ein neurologisches Krankheitsbild, das durch schwerste Hirnschädigungen hervorgerufen wird. Oft behält nur mehr das Stammhirn seine Funktionen. Dadurch wirken die Patienten zwar wach, haben aber sehr wahrscheinlich kein [von außen wahrnehmbares] Bewusstsein und sind kaum in der Lage, mit der Umwelt zu kommunizieren.



nicht weinen kann. Ich sitze die ganze Zeit hier und kann nicht weinen. Aber wenn ich in die Kirche gehe, dann kann ich weinen, dann weine ich die ganze Zeit.

*Seelsorger:* Ich glaube nicht, dass Sie gefühllos sind, sonst wären Sie ja bestimmt nicht hier bei Ihrem Sohn. Können Sie sich vorstellen, dass es auch eine andere Ursache haben könnte, wenn Sie nicht weinen können?

*Mutter:* Ich verstehe nicht, wie Sie das meinen.

*Seelsorger:* Ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, dass Sie jetzt sehr stark sein wollen, um ganz für Ihren Sohn da sein zu können; und Sie spüren vielleicht, dass Sie nicht so stark sein können, wenn Sie dabei von Ihren eigenen Gefühlen geschwächt oder eingeschränkt werden.

*Mutter:* Ja, das ist es.

*Seelsorger:* Ich kann mir auch vorstellen, dass Sie eine ziemlich starke Frau sind, wenn Sie so viel bei Ihrem Sohn sind, auch wenn Sie nichts tun können, als da zu sein. Das ist sehr tapfer von Ihnen.

Es entsteht eine längere Pause; wir setzen uns beide an das Bett von Herrn NN. Die Mutter nimmt seine Hand in die ihre und streichelt ihn.

*Mutter:* Ich habe so einen Stein im Herzen.

*Seelsorger:* Was ist denn das für ein Stein? Wie meinen Sie das?

*Mutter:* Ich weiß nicht so recht.

*Seelsorger:* Wenn der Stein sprechen könnte, was würde er denn erzählen?

*Mutter:* Ich weiß nicht. Es ist einfach ein Stein da.

*Ich denke spontan an das Druckgefühl auf der Brust depressiver Menschen, aber ich vertiefe das Thema an dieser Stelle bewusst nicht weiter. Ich überlege auch, ob der Stein nicht auch Symbol für die anstehende Entscheidung über die lebensverlängernden Maßnahmen sein könnte. Ich will ihr deshalb bewusst machen, dass sie ihren Sohn nicht fallen lässt, wenn sie sich gegen lebensverlängernde Maßnahmen ausspricht, und dass das, was ihr an ihm so wertvoll ist, nicht verloren gehen kann.*

*Seelsorger:* Haben Sie schon einmal die Schatzkammer in Ihrem Herzen wahrgenommen, die dort auch ist? In dieser Schatzkammer ist all das Schöne und das Gute, das Sie mit ihrem Sohn erlebt haben, aufbewahrt; und in dieser Schatzkammer kann es auch nie mehr verloren gehen, denn keine Macht der Welt kann irgendetwas davon ungeschehen oder rückgängig machen. Und auch, wenn Ihr Sohn irgendwann einmal sterben wird, bleibt das alles erhalten. Auch das Schwere, das Sie gemeinsam überstanden haben, weil Sie einander gehabt haben, kann dann nicht verloren gehen.

*Mutter:* Ja, das ist ein schöner Gedanke!

*Die Mutter wendet sich ihrem Sohn zu und sagt mehrmals hintereinander, fast flehentlich: Du bist doch mein Alles! Du bist doch mein Alles!*

*Seelsorger: Der Stein, von dem Sie gesprochen haben: erzählt der von Ihrer Angst, dass dieses „alles“ verloren gehen könnte?*

*Mutter: Ja, wenn wir unterschreiben.*

*Seelsorger: Was „unterschreiben“, was meinen Sie damit?*

*Mutter: Dass nichts mehr gemacht wird!*

*Sie wendet sich wieder dem Sohn zu und sagt erneut sehr eindringlich: Du bist doch mein Alles! Du bist doch mein Alles!*

*Dann erzählt die Mutter, dass der Sohn erst vor fünf Jahren, also mit 39 Jahren, von Zuhause ausgezogen ist; bis dahin hat er bei und mit den Eltern gelebt. Sie erzählt, wie sehr sie ihn liebt; und wie beliebt er auch bei seinen Geschwistern ist, vor allem bei der jüngsten Tochter, die jetzt die Betreuung übernommen hat: „Diese beiden sind sich in der Seele ganz nahe“, betont die Mutter. Dann führt sie das Gespräch weiter:*

*Mutter: Ich hab ihn halt gehen lassen müssen, auch wenn mir das sehr schwer gefallen ist. Er hat da eine Lebensgefährtin gefunden, mit der er zusammenziehen wollte. Es ist ja sein Leben, habe ich gesagt, und da hab ich ihn gehen lassen müssen.*

*Seelsorger: Das ist sehr bemerkenswert, wie Sie das so erzählen: Sie haben die Größe gehabt, ihn gehen zu lassen, „weil es sein Leben ist“. Sie haben gespürt, dass nur er selbst für sein Leben verantwortlich ist.*

*Mutter: Ja, das habe ich.*

*Seelsorger: Vielleicht ist diese Stärke, die Sie damals gehabt haben, jetzt auch wieder gefragt? Nämlich, dass Sie ihn loslassen?*

*Mutter: Ja, wenn Gott es will, dann werde ich ihn loslassen.*

*Seelsorger: Aber es ist halt so schwer zu erkennen, wann Gott es will. Woran werden Sie erkennen können, wann es Gottes Wille ist?*

*Mutter: Ja, woran werden wir das erkennen können?*

*Seelsorger: Ich weiß es auch nicht; vielleicht wäre es letzten Sonntag (Tag des Herzinfarktes) schon Gottes Wille gewesen; aber durch die Möglichkeiten der Medizin haben sie ihn nicht gehen lassen.*

*Mutter: Aber es geht doch nicht, dass wir jetzt nichts mehr tun, wir können doch nicht einfach alles abschalten. Er ist doch mein Alles.*

*Seelsorger: Vielleicht gibt es noch einen Mittelweg zwischen „Nichts-mehr-Tun“ und „Alles-Tun“: Wissen Sie, es ist ja so, dass die Maschinen, die ihn jetzt am Leben erhalten, nicht einfach abgeschaltet werden dürfen; und es ist auch nicht erlaubt, dass ihn die Ärzte jetzt einfach nicht mehr ernähren. Es*

geht in dieser Situation darum, was noch zusätzlich neu begonnen wird, um sein Leben weiter zu erhalten.

*Mutter:* Ach so ist das.

*Es entsteht wieder eine längere Pause; nach einer Weile greife ich den Faden des Gespräches wieder auf.*

*Seelsorger:* Frau NN, hat denn ihr Sohn vielleicht irgendwann einmal etwas gesagt oder angedeutet, was seine Meinung in so einer Situation wäre?

*Mutter:* Nein, da hat er nie etwas gesagt.

*Seelsorger:* Sie haben doch vorhin erzählt, dass Sie Ihren eigenen Mann so lange gepflegt und während seiner Bettlägerigkeit versorgt haben. Ihr Mann, das war doch sein Papa; hat er da nie etwas dazu gesagt, dass es dem Papa so lange so schlecht geht?

*Mutter:* Nein, da hat er nie etwas gesagt; aber ich glaube, er ist auch deswegen ausgezogen, weil er das nicht mehr mit ansehen konnte. Aber ich habe immer alles für meinen Mann getan, und ich würde jetzt auch für ihn alles tun.

*Erneut entsteht eine längere Pause. Wir schweigen. Dann fahre ich fort:*

*Seelsorger:* Frau NN, Ihr Sohn ist jetzt 44 Jahre alt. Die längste Zeit davon hat er selbst die Verantwortung für sein Leben übernommen. So, wie Sie es mir vorhin erzählt haben, war es für sie nicht einfach, ihm diese Verantwortung zu überlassen. Aber Sie haben es trotzdem getan, „weil es sein Leben ist“.

Ich denke wir können alle nicht in ihn hineinschauen, wie viel Kraft er noch zum Leben in dieser Sichtbarkeit hat; das können die Ärzte nicht, das kann ich nicht, das kann seine jüngste Schwester, seine Betreuerin, nicht, und das können Sie nicht. Das kann nur er selbst erspüren, wie viel Kraft und Energie er noch zum Leben in sich hat. Und darum glaube ich, dass nur er selbst es entscheiden kann, wann er geht. Wenn er noch viel Kraft in sich hat, dann wird er wohl noch bleiben. Und wenn er sich selbst sagt: „Ich kann nicht mehr, ich habe nicht mehr die Kraft zum Leben in dieser sichtbaren Welt“, dann sollten wir auch unsererseits ihn gehen lassen und nicht sagen: „Nein, du darfst nicht gehen!“ Das haben Sie ja vor fünf Jahren auch nicht zu ihm gesagt.

*Mutter:* Ja, da haben Sie recht; da hab ich ihn gehen lassen.

*Seelsorger:* Sehen Sie, diese Entscheidung, aber auch wirklich nur diese Entscheidung müssen Sie treffen: ob Sie den Georg dann auch wieder gehen lassen, wenn er gehen will – oder ob die Ärzte versuchen sollen, ihn mit medizinischer Technik am Gehen zu hindern.

*Mutter:* Nein, das sollen sie nicht. Aber es ist halt so schwer, ihn los zu lassen.

*Seelsorger:* Da haben Sie auf alle Fälle recht; das ist oft unendlich schwer, vor allem, wenn es das eigene Kind und wenn es der einzige Sohn ist. Aber dann erinnern Sie sich bitte daran, dass das, was Sie an ihm so geschätzt haben, deswegen nicht aufhört, weil Sie ihn loslassen. Was uns wehtut, ist, dass nichts Neues mehr dazukommen kann. Aber das, was das Leben Ihnen geschenkt hat, das bleibt Ihnen ja erhalten! Sehen Sie, ich glaube, Sie haben da auch sehr viel geschenkt bekommen: Bis zum 39. Lebensjahr war er bei Ihnen; da sind andere Söhne schon längst ausgezogen – Sie aber konnten ihn noch zehn oder fünfzehn Jahre länger als andere in Ihrer Nähe haben. Das ist so ein großes Geschenk, das Ihnen das Leben gemacht hat und das Ihnen auch jetzt niemand mehr nehmen kann.

*Mutter:* Ja, das stimmt. Wissen Sie, mein Sohn war Fernfahrer, bis nach Schweden und Spanien ist der immer wieder gefahren; und unterwegs hat er mich oft angerufen und dann haben wir ganz lange über das Handy miteinander telefoniert. Da hat er mir erzählt, was er gerade auf der Straße erlebt. Manchmal hat er auch von Unfällen erzählt, an denen er gerade vorbei gekommen ist, und da habe ich mir immer gedacht: „Gott sei Dank, mein Sohn lebt noch!“

*Seelsorger:* Ja, das ist auch so ein Geschenk des Lebens.

*Ich fühle den Augenblick nahen und denke mir, die Mutter könnte jetzt bereit sein, die Entscheidung über mögliche lebensverlängernde Maßnahmen verantwortlich zu treffen. So komme ich auf den Anlass meines Besuches zu sprechen.*

*Seelsorger:* Frau NN, der Krankenhauseelsorger, der mich angerufen hat, hat mir erzählt, dass Sie gerne hätten, dass Ihr Sohn die Krankensalbung empfängt.

*Mutter:* Ja, das möchte ich schon.

*Seelsorger:* Und ich überlege, ob es Ihnen selber nicht vielleicht auch eine Hilfe wäre, wenn Sie zusammen mit Ihrem Sohn die Krankensalbung empfangen würden: Wir haben jetzt so viel von Ihrer Verbindung zueinander geredet und davon, wie viel Kraft es kostet, auch wieder loszulassen, wenn es dazu Zeit sein wird. Ich kann mir vorstellen, dass es Ihnen bestimmt auch gut tut, durch die Krankensalbung zu spüren, dass Gott da ist, und zwar für sie beide; dass er sie beide nicht hängen lässt. Und dass er Ihnen die Kraft geben will, die Sie jetzt brauchen werden, je nachdem, entweder zum treuen Durchhalten oder zum liebevollen Loslassen und Freigeben für das Leben in der neuen, geistigen Welt.

*Mutter:* Ja, das ist gut; und wenn das denn geht, dann würde ich auch gerne die Krankensalbung empfangen. Ich habe das ja schon einmal bei meinem Mann erlebt.

*Nach der Krankensalbung verabschiedete ich mich bei Frau NN und sagte ihr zu, dass sie sich jederzeit über das Krankenhauspersonal bei mir melden darf, wenn ich wieder kommen soll.*

*Als Letztes sagte ich noch zu ihr:*

*Seelsorger:* Wenn Sie Ihrem Sohn wirklich helfen wollen, und wenn Sie die Kraft dazu haben, dann sagen Sie Ihrem Sohn noch das, was Sie ihm vor fünf Jahren auch gesagt haben, nämlich dass Sie ihn gehen lassen, wenn er gehen möchte. Sagen und zeigen Sie ihm, wie sehr Sie ihm für alles Gute und Schöne, das Sie durch ihn erfahren haben, danken. Und sagen Sie ihm noch: „Georg, wenn du nicht mehr die Kraft hast für das Leben hier, in dieser sichtbaren Welt, dann darfst du auch gehen“.

*Danach informierte ich den Krankenhauseelsorger über unser Gespräch, damit er vielleicht einen Anknüpfungspunkt hat für sein Gespräch mit den Angehörigen am Nachmittag.*

*Nach einigen Tagen erzählt er mir, dass die Angehörigen, die Mutter und die jüngste Schwester, sich tatsächlich in der von mir vorgeschlagenen Weise von Herrn NN verabschiedet hatten, und ihm die Erlaubnis gaben, zu gehen. Herr NN ist noch in der darauf folgenden Nacht gestorben.*

## Der Autor

**Florian Wöss**  
Pfarrer und Logotherapeut (DGLE)  
Heilpraktiker für Psychotherapie  
Ludwigstraße 16  
84524 Neuötting  
florian-woss@web.de

### III. LOGOS-GESCHICHTEN

Susanne Petermann

#### Freiraum

Tango, dieser Tanz hat es ihr angetan. Die Musik, temperamentvoll und leidenschaftlich, die Tanzkleidung elegant, feminin, bisweilen extravagant, die Milongas (so nennt man die Tanzveranstaltungen beim Tango) ein Häufchen begeisterter Tänzer, die in eine Welt eintauchen, die alles andere vergessen lässt. Aber das sind nur die offensichtlichen Elemente des Tangos.

Was sie selbst an diesem Tanz fasziniert, ist ein unsichtbares und doch kraftvoll wirkendes Zusammenspiel: ganz präsent und aufs höchste konzentriert sich dem Tanz hingeben, die Figuren frei gestalten, sie ausschmücken, sich bisweilen auch dagegen stemmen und sich dabei doch wunderbar gehalten wissen.

Für Außenstehende freilich scheint dabei die Gestaltungsfreiheit nicht sehr groß, der Mann führt, die Frau folgt – eine doch längst überholte Rollenverteilung.

Aber seit sie den Tanz kennt, weiß sie, dass das Zusammenspiel viel differenzierter ist, als der äußere Eindruck es vermuten lässt, dass die Möglichkeiten, mit dem Tanzpartner zu kommunizieren und den Tanz zu gestalten, vielfältig sind.

Wenn sie sich in ihrer Alltagswelt das Bild des Tanzes vor Augen führt, erkennt sie darin viele Parallelen. In ihrem Alltag ist sie nicht frei von Vorgaben und Strukturen, ist sie eingebunden in die Zwänge des Berufes, der Familie, des Freundeskreises, der Gemeinde. Ihren Alltag empfindet sie oft als starre Choreographie, der äußerlich betrachtet keine Einflussmöglichkeiten bietet.

Der Tango gibt ihr eine andere Sicht auf die Dinge: Was wäre, wenn das Leben, wie der Tanzpartner, ein liebevoller, im Letzten doch verlässlicher Partner wäre, der sie zu einem einzigartigen Tanz auffordert, den nur sie auf ihre Weise ausgestalten kann?

Auch im Alltag ist die Schrittfolge vorgegeben, und doch gibt es unzählige Möglichkeiten zu variieren: Figuren austanzen, mit der eigenen Haltung auf die Haltung des Partners Einfluss nehmen und im gegenseitigen Zusammenspiel die Lebenstänze zu kleinen Kunstwerken machen. Eingebunden und doch frei zu einer beglückenden Gestaltung ...

Norbert Kremser

## Einer trage des anderen Last?

Sein Gang war schwer, ja nahezu schleppend. Vornübergebeugt fiel sein Blick eher auf den Boden vor ihm, als dass er die Vorübergehenden traf. Nicht irgendein körperliches Leiden zwang ihn in diese Haltung und zu diesem beschwerlichen Gang, sondern die Last, die er trug. Nein, nicht einfach nur *eine* Last, sondern Lasten waren es, die er geschultert hatte. Sprach ihn gelegentlich jemand vorsichtig darauf an, so dauerte es nicht lange und er erzählte von den zahlreichen Beschwernissen, die er zu tragen hatte und die ihn schwer nieder drückten. Und erzählen konnte er, immer wieder.

Ein bedauernswerter Mensch – so würde man meinen. Und genau das war der Fehler! Sobald er nämlich auf jemanden traf, der ihn so sehr bedauerte, dass er ihm schließlich etwas von der Bürde abnahm, ging folgendes vonstatten: Kaum um die nächste Ecke gebogen, hob er den Blick und hielt nach neuen Lasten Ausschau. Und er brauchte meist nicht lange zu suchen – schon hatte er eine neue entdeckt, schulterte diese und setzte seinen so typischen Gang fort.

So hätte es ewig weiter gehen können, wenn sich ihm nicht eines Tages jemand in den Weg gestellt hätte. Zunächst glaubte er, wieder ein williges Opfer gefunden zu haben. Und er begann mit seinem Bericht über all das Leiden und das Schwere in seinem Leben. Der andere hörte ihm eine Weile zu, schüttelte den Kopf und forderte ihn dann auf, etwas von dem Gewicht abzulegen und dadurch seinen Weg leichter fortzusetzen. Das stieß bei ihm jedoch auf heftigen Widerstand. Zunächst beklagte er sich nur erneut über die vielen Dinge, dann aber beschimpfte er sogar den anderen, unterstellte ihm Ahnungslosigkeit, das Leben zu leicht zu nehmen, nicht genügend zu leisten. Dieses Mal hatte er damit allerdings keinen Erfolg, denn sein Gegenüber gab nicht nach und ging schließlich seines Weges.

Er jedoch setzte seinen Weg wieder fort; doch nicht mehr so wie bisher. Irgendetwas hatte sich verändert. Zweifel nagten an ihm, ob seine Art, durchs Leben zu gehen, wirklich so richtig war, ob sein Blick nicht vielleicht durch all die vielen Jahre der Mühsal inzwischen getrübt war. Zunächst konnte er es sich gar nicht anders vorstellen, dann aber kamen ihm erste zaghafte Gedanken, dass nicht alles und jedes in seinem Leben nur beschwerlich und drückend gewesen war. In seiner Erinnerung tauchten Blitzlichter von Lachen und Freude auf. Ja, es hatte auch schöne Momente in seinem Leben



gegeben. Er hatte sie nur nicht beachtet und schnell wieder vergessen. Zu sehr hatte er sich auf das Negative konzentriert.

Kaum merklich richtete er sich ein wenig auf und sein Gang wirkte nicht mehr ganz so schleppend. Auch die Last drückte nicht mehr so schwer. So setzte er seinen Weg fort und blickte – noch etwas verstohlen – hin und wieder ein wenig weiter um sich.





## IV. REZENSIONEN

**Thomas Görnitz/Brigitte Görnitz**, *Die Evolution des Geistigen. Quantenphysik – Bewusstsein – Religion*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2008, 372 Seiten, 49,90 Euro

Der Frankfurter Professor für Didaktik der Physik, Dr. Thomas Görnitz, und seine Ehefrau, Dr. med. Brigitte Görnitz, haben sich vorgenommen, „eine jahrtausendealte Konzeption über die Grundstrukturen der Welt zu überwinden und eine grundlegend neue Basis für die Naturwissenschaft zu begründen“ (S. 11), die dem Geistigen, „den ihm gebührenden Platz“ sichert (S. 22). Denn:

„Zugangsweisen zur Wirklichkeit, die nicht auf einer objektivierbaren Empirie, sondern auf spirituellen und religiösen Erfahrungen beruhen, müssen nicht mehr als unüberwindlicher Gegensatz zur Naturwissenschaft angesehen werden“ (S. 22). Bemerkenswert findet der von Frankl her denkende und empfindende Rezensent die These: *„Eine naturwissenschaftliche Betrachtung der Welt kann aus sich heraus nicht leisten, die Existenz der Welt zu begründen und ihr einen Sinn zu geben“* (S. 23, Kursivdruck im Original). Die Absicht der Autoren zielt darauf, aus der Naturwissenschaft selbst heraus die wichtigsten Ungereimtheiten auszuräumen, die manche ihrer Vertreter in die Welt gesetzt haben, schrieb Professor Görnitz an den Rezensenten. Diese Absicht ist lobenswert, zumal die Theorie der Autoren „auch für die geistige Seite des Wirklichen mehr Raum und Vorstellungsfreiheit lässt“ (S. 24).

Nach dem einleitenden Kapitel 1, geht es im Kapitel 2 um den „Zugang zur Welt – unmittelbar und durch Wissenschaft“. Kapitel 3 widmet sich dem Begriff der Quanten. Im Kapitel 4 wird ein relativ neuer Begriff, *Protyposis*, eingeführt und erklärt. An dieser Stelle ist anzumerken, dass die Autoren unter dem neu kreierten griechischen Begriff *Protyposis* „die eigentliche Grundsubstanz alles Seienden“ verstehen, so dass es deutlich wird: Dem Protyposis „kann sich eine Form einprägen, nämlich dann, wenn sie sich zu Materie gestaltet hat. Protyposis ist also mögliche Gestalt (nicht notwendig von Materiellem, sondern z.B. auch von Gedanklichem), ist eine Entität, die möglicherweise bedeutungsvoll wird. (...) Protyposis „kann in speziellen Zuständen zu all dem ‚kondensieren‘, was in der Physik unter Energie- und Materiequanten (den sogenannten Elementarteilchen) verstanden wird“ (S. 18).

Die moderne Physik macht die landläufigen Vorstellungen über ‚Materie‘ immer mehr obsolet und wenn man mit der Naturwissenschaft beginnt, sich den Fragen des Bewusstseins zu nähern, realisiert man, was alles noch nicht gewusst wird, schreiben die Autoren sinngemäß.

Ab Kapitel 5 (Evolution und Leben) widmen sich die Autoren mehr und mehr genuin philosophischen Themen: Bewusstsein (Kapitel 6), naturphilosophische Aspekte von Gewissheit und Wahrheit (Kapitel 7) und Spiritualität und Religion (Kapitel 8). Es soll demnach das erklärt und dargelegt werden, was „die Welt im Innersten zusammenhält“ (Goethe), was sozusagen *die letzte Einheit* der kosmischen Wirklichkeit, einschließlich des Bewusstseins, ausmacht. Ein gewagtes, ein hohes Ziel, dem sich die Autoren aus verschiedenen Perspektiven, vor allem aber aus der Sicht der Quantenphysik annähern. Folgende Kerngedanken seien an dieser Stelle zitiert:

„Die bisherigen Erfolge der Natur- und Geisteswissenschaften werden keineswegs für überflüssig erklärt oder gar geleugnet. Hinter den Phänomenen, die uns im Alltag begegnen, verbirgt sich eine Einheit, die aber nicht auf irgendwelchen ‚Atomen‘ beruht, sondern letztlich auf einer abstrakten Quanteninformation, die als eine ‚geistige Einheit‘ verstanden werden kann. Bisher reflektierten die Naturwissenschaften kaum darüber, dass das einzig wirklich Gewisse für jeden von uns Menschen die bewussten Gedanken in seinem Bewusstsein sind. Meine Sinne können mich vielfach täuschen, – darüber, dass diese bewussten Gedanken gegenwärtig in meinem Bewusstsein sind, kann ich mich nicht täuschen.

Wissenschaft kann als der Versuch betrachtet werden, diese Gewissheit so gut wie möglich auch auf den Zusammenhang zwischen den Gedanken und denjenigen Entitäten auszudehnen, worüber mit diesen Gedanken gedacht wird – oder anders ausgedrückt, auf den Zusammenhang zwischen der Realität und ihrer gedanklichen Erfassung durch uns Menschen. Mit dem durch die Protyposis verstehbar gemachten Begriff von Materie und der damit zugleich für die Naturwissenschaften leichter sichtbar werdenden Realität des Geistigen können jetzt auch Verbindungen zu menschlichen Erfahrungen hergestellt werden, die unter dem bisherigen Paradigma ignoriert werden mussten. Die Quantentheorie lässt mit ihrer universellen Gültigkeit deutlich werden, dass sowohl die Vorstellung einer durchgängigen Kausalität alles faktischen Geschehens als auch die einer alleinigen und ausschließlichen Realität des Materiellen wissenschaftlich unhaltbar ist“ (S. 12f.).

Es ist für den Rezensenten eine eigene, philosophische Frage, ob die am umfassendsten herausgearbeitete Quantentheorie tatsächlich universelle, – also auch auf das Geistige – bezogene Gültigkeit hat, oder nur im quasi „unendlichen Reich“ der kosmisch-physischen Wirklichkeit gilt. Um der nicht willkürlich gestellten Frage ein besonderes Gewicht zu verleihen, wird hier auf einen essentiellen Text des deutschen Weisheitslehrers Bezug genommen, der da lautet:

„Wohl weiß ich zu verstehen, wenn gesagt wird: ‚Es gibt nichts *Übernatürliches!*‘ – ‚Auch das Unbegreiflichste, das unseren irdischen Sinnen begegnen kann, ist noch *innerhalb* der Natur!‘ – und wenn man so die *Einheit* allen Lebens für eigenes Verstehen und Deuten wahren möchte.

Aber mit solchen Worten *täuschen* wir uns dennoch *selbst*; denn es gibt *wahrlich* etwas, das von *gänzlich anderer* Beschaffenheit ist, als alles, was wir gemeinhin, und selbst im *weitesten* Sinne, als ‚Die Natur‘ betrachten!

Es gibt wahrlich etwas, das *nicht innerhalb* der von uns als ‚gesetzmäßig bedingt‘ *erkannten* Abläufe des Geschehens liegt, – das *gänzlich anderen* Bedingungen gehorcht, als alles, was wir als physische ‚Natur‘ erkennen!

Wollen wir dieses so völlig Andersartige auch im Sinne der Alltagsrede zur ‚Natur‘ rechnen, so verwirren wir nur in unserer Vorstellung, was in Wirklichkeit klar geschieden ist, trotz der allem übergeordneten Einheit. (...)

Es gibt, *weit über die geheimnisvollsten Vorgänge innerhalb der okkulten* [verborgenen] *physischen ‚Natur‘ hinaus*, Regionen des Geschehens, die völlig unerkannt bleiben, solange man sie in kontinuierlichem Zusammenhang mit jenen Möglichkeiten des Geschehens glaubt, die uns als *naturgesetzlich* begründet erscheinen. – Zwei Worte stehen mir zur Bezeichnung dieser höheren Regionen zur Wahl: ‚*Seele*‘ und ‚*Geist*‘“ (Bô Yin Râ, Mehr Licht, Bern: Kober Verlag 1989, 4. Auflage, S. 153 – 156. Hervorhebungen im Original.). Es genügt an dieser Stelle so viel zu zitieren, denn es entfaltet sich, um auf Thomas und Brigitte Görnitz zurückzukommen, vor dem Auge des Lesers durch die Lektüre des Buches immerhin das Streben danach, zu zeigen, „dass mit der Äquivalenz von Information, Energie und Materie ein ganz neuer Zugang zum Menschen und zum Verstehen seiner geistig-seelischen Aspekte möglich wird“ (S. 19). Was hierzu die Autoren an Argumenten vorlegen, ist auf alle Fälle bedenkenswert. Der scheinbar unüberwindliche Gegensatz zwischen der Naturwissenschaft und der authentischen spirituellen (religiösen) Erfahrung verschwindet, sagen die Autoren, wenn man die richtig verstandene Quantentheorie als Deutungsgrundlage für vielerlei Phänomene nimmt. Der Rezensent bildet sich nicht ein, alles über Quantentheorie – die von den Autoren sehr gut erklärt wird (zum Beispiel S. 95 – 103) – verstanden zu haben. Immerhin leuchtet ihm unmittelbar ein, dass „die Hoffnung, es möge im Kleinen einfacher werden, durch die moderne Physik enttäuscht wird“ (S. 137). Der Enttäuschung müssen sich letztlich alle stellen, die an Allmachtphantasien gelitten haben oder noch leiden, weil sie sich eingebildet haben, durch Erforschung des menschlichen Gehirns seien ursprüngliche Primärphänomene wie Bewusstsein, Seele und Geist „erledigt“. Die sub-

tile Kritik, die Thomas und Brigitte Görnitz an pseudowissenschaftlichen Theorien mancher Gehirnforscher (Wolf Singer, Gerhard Roth) üben, wirkt für den Philosophierenden einfach wohltuend. Die Autoren schreiben, (um hier ein Beispiel zu nennen): „Wenn man lediglich mit dem überkommenen Materiemodell und seinen Atomvorstellungen arbeitet (...) kann man auch irrtümlich zu dem Schluss gelangen, dass es so etwas wie ein Selbst in Wirklichkeit nicht geben kann, ein solches aber durch Konstruktion wie real erscheinen würde“ (S. 275). Diese voll zutreffende Kritik richtet sich gegen den Mainzer Professor für Philosophie Thomas Metzinger. Die Zusammenschau der naturwissenschaftlichen Ergebnisse lautet: „Die Wirklichkeit ist im Grunde geistig“ (S. 312). Was mir persönlich immer schon, seitdem ich bewusst denken und empfinden kann, eingeleuchtet hat – dass nämlich die erste und letzte Wirklichkeit nur der wesenhaft substantielle Geist sein kann, der zugleich als ewige Wirklichkeit die Fülle aller Kräfte in sich selbst trägt und aus sich selbst emaniert –, wird in dem Buch von Thomas und Brigitte Görnitz in verschiedenen Variationen gezeigt und begründet. „Die Naturwissenschaft kann eine Öffnung zu Phänomenen bewirken, die bisher in ihrem Rahmen nicht einmal vorstellbar gewesen waren. Heute wird deutlich, dass die Annäherung an die Wahrheit von verschiedenen Seiten her zu geschehen hat, von der Naturwissenschaft, von der Geisteswissenschaft und auch von der Religion. Heute kann man formulieren: *Das Tor zur Transzendenz steht wieder offen*“ (S. 312f.). Dass die Autoren in diesem Zusammenhang auch auf Viktor Frankl hinweisen und ihn zitieren; dass sie bei der Grundfrage nach der Erkenntnis der Wirklichkeit auch Jesus, Buddha, den Dalai Lama, ebenso auch Meister Eckhart und Dietrich Bonhoeffer als Zeugen anrufen, ist Zeichen nicht nur für „guten Geschmack“, sondern Ausdruck einer *seelischen* Sensibilität der Autoren gegenüber einer „transzendenten Dimension der Wirklichkeit“, die *jenseits* jeder Physik, auch der Quantenphysik, von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, wirkt und lebt. Womit erneut das eine Grundwort unserer Sprache, nämlich die *Seele* als unvergängliche Seele, und dann auch das andere Basiswort, nämlich der *Geist* als ewiges, *urgründig* wirkendes Leben und Sein in Erinnerung gerufen wird, um auch den Autoren dieses durch und durch lesenswerten Buches anzuempfehlen und quasi ans Herz zu legen, dass sie in der vielleicht schon bald erscheinenden zweiten Auflage diesen zwei Grundworten und den mit ihnen gemeinten Wirklichkeitsbezirken mehr Aufmerksamkeit widmen mögen.

Wie Viktor Frankl in seiner Dimensionalontologie gezeigt hat, ist bei der Herausarbeitung eines neuen Menschenbildes – das immer ein „Wahr-Bild“ des Menschen sein sollte und muss – nicht das Leib-Seele-Problem das ei-

gentliche Problem. Vielmehr heißt das wirklich relevante „Problem“ das Seele-Geist-Problem, eigentlich *Geheimnis*. (Wobei hier, um es noch mal zu verdeutlichen, Seele *nicht* als Psyche, sondern als unvergängliche Seele und Geist *nicht* als Hirngeist, auch *nicht* als bloß mentale Größe, sondern als „das Ewige im Menschen“, als der wesenhaft substantielle Geistesfunke gemeint ist). Die Autoren tun in ihrem Buch erste, sehr lobenswerte Schritte in diese Richtung, und man muss als hohe Leistung anerkennen, dass sie auch post-moderne, skeptische, agnostische Leser anzusprechen in der Lage sind.

Viele weitere, gelungene Teile könnte man noch in einer Rezension hervorheben. Es wäre möglich, noch manche Vorschläge zu formulieren (z. B. dass bewährte und bekannte Begriffe der Philosophie wie „*en sôph*“ oder „*ananché*“ oder „*materia prima*“ der prüfenden Untersuchung des Naturwissenschaftlers standhalten).

Stattdessen sage ich einfach: Wer ein wissenschaftlich fundiertes, für Philosophie, Religion und Spiritualität offenes Werk lesen mag und will, der setze sich der Lektüre dieses Buches aus. Es ist lesenswert von der ersten bis zur letzten Seite.

Otto Zsok

---

**Winfried Rohr**, *Viktor E. Frankls Begriff des Logos*, Verlag Karl Alber, Freiburg 2009, 864 Seiten, 59,- Euro

Das Buch ist ein großer Wurf, wenngleich sich nach der Lektüre viele Fragen stellen. Fairerweise muss man festhalten, dass es keinesfalls eine Lektüre für jeden Interessierten ist. Dafür setzt es zu viel voraus. Die Leserinnen und Leser müssen akademisch gebildet sein, am besten geschulte Philosophen, noch besser philosophische Mittelalter-Spezialisten. Denn darum geht es – nicht nur, aber vor allem: Frankls Ontologie darzulegen in Auseinandersetzung und Gegenübersetzung mit der (Substanz-)Ontologie des Thomas von Aquin (1225–1274), dem wohl größten Theologen und Philosophen des Hochmittelalters, sowie mit der (Relations-)Ontologie des Nikolaus von Kues (1401–1464), dem brillanten Autor auf der Schwelle zwischen Spätmittelalter und Frühneuzeit. Die Philosophie des Mittelalters ist faszinierend (vgl. die feinen Bände von „Herders Bibliothek der Philosophie des Mittelalters“, deren erste Reihe mit 22 Bänden 2009 abgeschlossen wurde und deren zweite Reihe mit Albert dem Großen im Frühjahr 2010 begonnen wurde); aber ihre Fragestellungen und Argumentationsweisen sind uns heutzutage eher fremd,

müssen mühsam erschlossen und in unsere Sprache übersetzt werden – während sie für Mittelalter-Spezialisten geläufig sind. Das merkt man Rohrs fast 900seitigem Opus auch an, er bewegt sich mit bewundernswerter Selbstverständlichkeit in diesen Gefilden. Der weniger spezialisierte Leser wird jedoch Mühe haben mit Sätzen wie dem folgenden, der die Sprachform des Buches charakterisiert: „Dass der Habitus bei Thomas als Maß im Maß der Natur zu definieren ist, besagt daher nicht nur die Korrelation beider *relationes* im Habitus, sondern erhellt den für Frankl so eminent wichtigen Seinsgehalt der Existenz, durch die Person *ist*, denn im Habitus sind die Beziehung, die dem unveränderlichen Sein der menschlichen Substanz inhäriert, und die Beziehung, die durch einen Gegenstand zustande kommt, dessen Sinn nur im Rückgriff auf die *unbewegliche Ursache* der Wissenschaft erkennbar ist und zum konkretisierten Maß des natürlichen Maßes wird, vereint“ (S. 810). Gewiss ist die thomasische Habituslehre ein interessanter Forschungsgegenstand, und vielleicht ist sie ja wirklich vorzüglich geeignet, den ontologischen Grund für Frankls Ontologie der Existenz zu erhellen. Doch der Aufwand, der hierzu im vorliegenden Buch betrieben wird, ist gewaltig.

Dem Rezensenten stellen sich Fragen, und je umfangreicher ein Buch ist, desto mehr Fragen wirft es zwangsläufig auf. Im vorliegenden Fall betreffen diese Fragen bestimmte Lieblingsbegriffe des Autors (wie etwa den Begriff „gegenläufige Ambivalenz“, vgl. S. 406 u. ö.), die zuweilen tautologisch sind (Ambivalenz ist per definitionem stets gegenläufig) oder trivial (zuweilen meint „gegenläufige Ambivalenz“ schlicht „anders“) oder einen arkanen Bedeutungsgehalt haben, sie betreffen aber auch bestimmte Urteile, wie etwa jenes, dass „die intentionale Beziehung zwischen Freiheit und Sinn“ nicht „mit Kant gedacht werden“ könne (S. 247), worüber man trefflich streiten kann, denn die Sittlichkeit aus der Perspektive der praktischen Vernunft ist bei Kant fraglos freiheitsgeprägt. Schließlich betreffen die Fragen auch Desiderata: Es hätte den Rezensenten sehr interessiert, wie der Autor selbst das Verhältnis von Sein und Sinn sieht, ohne Bezug auf die Philosophiegeschichte und ihre namhaften Vertreter, die Frage etwa, ob Sinn nicht grundsätzlich ein Seinsmoment ist. Ist nicht menschliches Leben generell intentional, d.h. auf Sinnsuche aus? Natürlich stellt sich auch die abschließende Frage, für wen dieses monumentale Buch geeignet ist: In Kürze: Es macht einen nicht zum besseren Logotherapeuten, eher zum besseren Philosophen. Anders gesagt: Wer sich mit Frankl intensiv beschäftigt, wird Frankl auch ohne dieses Buch verstehen und in der Folge hilfreich logotherapeutisch tätig sein können. Wer sich aber dafür interessiert, worin die philosophisch-theologischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Thomas von Aquin und Frankl

bestehen, zwischen Nikolaus von Kues und Frankl, Kant und Frankl, Scheler und Frankl, Jaspers und Frankl, Heidegger und Frankl, wird das Buch ohne Zweifel mit Gewinn lesen, auch wenn das einen langen Atem erfordert.

Peter Suchla

---

**Ioan Vik**, *Gottes Heil im Glück des Menschen. Die Vermittelbarkeit immanenter und transzendenter Vollendungsvorstellungen unter Berücksichtigung der menschlichen Sinnorientierung in der Logotherapie Viktor E. Frankls*, Ars Una Verlag, Neuried 2008, 395 Seiten, 98,- Euro

Als Band 12 in der Reihe „Beiträge zur Fundamentaltheologie und Religionsphilosophie“ (hrsg. v. Heinrich Döring und Armin Kreiner) wurde die vorliegende Dissertation von János Vik aus Satu Mare (Rumänien) mit dem Johann Michael Sailer-Preis 2008 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München ausgezeichnet. Der Verfasser ist Jahrgang 1971. Er studierte Theologie in Alba Julia [Karlsburg in Rumänien] und in München. Nach seiner Priesterweihe war er zunächst drei Jahre Kaplan in Nordwestsiebenbürgen. Danach absolvierte er die Ausbildung in Logotherapie und Existenzanalyse am Süddeutschen Institut in Fürstfeldbruck, promovierte mit der hier besprochenen Arbeit und ist seit 2008 Dozent für Fundamentaltheologie und Pastorale Beratung an der Römisch-Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Babeş-Bolyai in Klausenburg (Cluj). Außerdem ist er Mitbegründer – und zur Zeit auch Präsident – des Internationalen Wissenschaftlichen Vereins für Logotherapie und Existenzanalyse in Cluj (Rumänien).

Das bemerkenswerte Werk ist in 7 Kapiteln gegliedert. In den einleitenden Überlegungen wird das Verhältnis Heil und Glück erörtert. Der Verfasser schließt sich der Auffassung an, dass Theologie dem Dienst am Heil der Menschen zugeordnet sein muss und sich im 21. Jahrhundert darum zu bemühen hat, eine zeitgemäße „Brücke“ zwischen dem nur irdisch (immanent) aufgefassten Begriff des *Glücks* und dem auch auf das Jenseitige verweisende Begriff des Heils zu bauen. Schafft es die Theologie nicht, „eine Hoffnungsanstalt gelingenden Menschseins“ zu vermitteln, bleibt sie steril, blutleer, abstrakt und spekulativ. János Vik macht sich die uralte spirituelle (christliche) Tradition zu eigen, der zufolge die Theologie – als sinnbezogene und sinn-schwangere Rede vom Göttlichen – fundamentale Erfahrungen des vom „*spiritus creator*“ durchdrungenen Menschen reflektieren und „sich in den Wor-

ten der Zeit vollziehen muss“ (S. 14). Das ist sein *theologischer* Ausgangspunkt in der Dissertation. János Vik skizziert aber auch seinen *psychologischen* Standort, bewegt sich doch seine Arbeit an der Grenze zwischen Psychotherapie (im weitesten Sinn) und Theologie (im christlichen Sinne des Begriffes). So stellt er fest, sich dabei auf reichliche, gut recherchierte und ausgewertete Fachliteratur beziehend, dass unsere Zeit „das Zeitalter der Therapien“ sei; dass das Religiöse durch therapeutisches Denken verdrängt worden sei und dass auch die Religion selbst „zunehmend auf ihren therapeutischen Wert hin befragt“ werde, nämlich: Was nützt mir Religion, wenn es um meine individuelle Gesundheit und mein individuelles Glück geht?

Der Autor erkennt hier eine Dissoziation (und Dissonanz), die seiner Ansicht nach – durchaus richtig – zwischen religiösem Heils- und therapeutischem Glücksbegriff besteht. Darum lehnt er dezidiert ab, die Psychotherapie (im weitesten Sinne) nur als metaphysiklose und rein kurative Interventionsmöglichkeit anzusehen, ohne deshalb die Relevanz der intersubjektiven Überprüfbarkeit der Psychotherapie in Frage zu stellen. Er plädiert dafür, einen mehrstufigen Erkenntnisaufbau in der Psychologie vorzuziehen und dabei auch dem „*anthropologischen Apriori*“ [Formulierung des Rezensenten] Aufmerksamkeit zu schenken. Gemeint ist damit, so János Vik, „die geistige Problematik der Psychotherapie“ (Frankl) und damit das Einbeziehen der Weltanschauung und der Wertung in das psychotherapeutische Handeln (S. 22). Von hier aus stellt Dr. Vik seine These auf (abgekürzt zitiert):

*Glück und Heil betreffen das menschliche Leben, sowohl punktuell als auch in seinem Ganzsein. Sie lassen sich einander sinnvoll zuordnen, wobei einerseits eine letzte Unverfügbarkeit (d.h. der bleibende Geschenkcharakter) erfüllten Lebens bewahrt bleiben muss, andererseits aber auch die unabwälbare menschliche [individuelle] Verantwortung und das spezifisch humane Werk [das schöpferische Tun] an der Erfüllung des eigenen Lebens hervorgehoben und betont werden muss (S. 24).*

Mit dieser brillant formulierten These ist schon in der Einleitung die Tür zur Existenzanalyse und Logotherapie geöffnet, weil sie eine einzigartige „integrierende Kraft“ ausüben kann, wenn scheinbar so – vom Zeitgeist her geprägte – disparate Begriffe wie Glück und Heil wieder zueinander finden sollen. Unter dem Postulat des *Willens zum Sinn* (Frankl) kann ein jeder Mensch – der Atheist wie der konfessionell Gläubige – in den Blick genommen werden, behauptet János Vik, und er hat in dieser Sache recht.

In den Kapiteln 2 bis 5 bietet (S. 26 bis 240) der Verfasser einen kulturgeschichtlichen Überblick über abendländische Glücks- und Heilvorstellungen, geht auf den neuzeitlichen Antagonismus zwischen Glück und Heil ein und



schildert den Weg der Abwanderung der Glücksfrage in den Bereich der Psychologie. Die zitierte Literatur und deren Auswertung überzeugen auch den Fachmann. Kapitel 6 ist dem Begriff des sinnerfüllten Lebens durch Selbsttranszendenz in der Perspektive der Existenzanalyse und Logotherapie gewidmet. Kapitel 7 beschäftigt sich mit „Kirche als der sakramentale Erfahrungsraum einer sinnorientierten Zuordnung von immanentem Glück und transzendtem Heil“ (S. 311 bis 356). Im Schlussteil, „Fazit und Ausblick“, fasst János Vik seine Ergebnisse zusammen. Im Folgenden konzentriert sich der Rezensent auf Kerngedanken, die ihm wichtig sind.

In abendländischer Sicht war es Aristoteles, der den Begriff *eudaimonia* als das Glück bzw. Glückseligkeit des ganzen Lebens geprägt hat. Gemeint hat er damit die ethische Substanz eines Menschen als das Fundament seiner Glückseligkeit, die eigene schöpferische Tätigkeit und Tüchtigkeit miteinschließt. Für Aristoteles zählt weniger „das Gute an sich“ [wie dies bei Platon der Fall ist], sondern mehr Gewicht hat bei ihm das „durch Handeln erreichbare Gut“ (*prakton agathon*). Damit bringt er den Begriff der Tugend (*arete*) ins Spiel. Diese ist, abgekürzt formuliert, eine spezifische Fähigkeit und Seelenkraft des Menschen, welche „Mäßigung und Modellierung der Sinnlichkeit“ [des nicht gelenkten Begehrens] ermöglicht. Dazu muss ein Mensch erzogen werden, er braucht Zeit, Anstrengung, Lernen und Gewöhnung. Erst nach alledem entsteht Haltung. So kommt Aristoteles – wie der Verfasser ausführt – zu der Einsicht: „Das menschliche Gut“ [als *eudaimonia*, als Glückseligkeit] „ist den besten und vollkommensten Tugenden gemäße Tätigkeit der Seele“, und zwar so, dass „dies ein volles Leben hindurch dauert“ (S. 46). Interessant ist an dieser Stelle, der subtile Zusammenhang zwischen der Lust der Seele [im Zuge einer Tätigkeit, die leicht und ungehindert vollzogen wird] und der Lust des Somatischen. Der Verfasser zeigt, dass für Aristoteles die Lust nicht ein negatives, verachtenswertes „Ding“ ist. Lust ist insofern ein Teil der *eudaimonia*, als diese sich in Lebensformen realisiert, in denen Tätigkeiten vorherrschen, welche die Sphäre der Animalität und der reinen *physischen Bedürfnisbefriedigung* übersteigen. Diese Tätigkeiten aber sind die des Geistes [des *Nous*], wie: Denken, Staunen, nach Weisheit streben und Freude haben an der Kontemplation. Diese ist die sogenannte *theoria* als das schweigende Vernehmen der Wirklichkeit. Mit dem Geist ist „ein göttliches Element im Menschen“ mitgegeben und diesem „göttlichen Element“ entsprechend zu leben, bringt die Glückseligkeit mit sich. Das ist für Aristoteles die *theoria*, die Betrachtung bzw. *contemplatio* als höchste, reinste, bei sich bleibende Aktivität und Stabilität. Wie der Autor ausführt, bedeutet dies eine bestimmte Lebensweise, „die im Denken, Reden und Handeln die Vernunft

[den Geist als *Nous*] verwirklicht“, „der Wahrheit fähig ist“ und ihre eigene, auf Wahrheitserkenntnis angelegte Natur voll ausschöpft. Das Bleibende von Aristoteles ist, erstens, dass Glückseligkeit *des Menschen eigentümliches Gut* ist, erreichbar durch Handeln. Das Gelingen und Misslingen von Handlungen wird, zweitens, an Bedingungen praktischer Vernunft [Klugheit] und Wahrheit gebunden. Glücklich ist derjenige, der der Tugend – der ethischen Tüchtigkeit – gemäß innerlich und äußerlich zu handeln versteht, folgert János Vik (vgl. S. 73).

Aus den mittelalterlichen Konzepten über Glück und Heil greift der Autor vor allem Thomas von Aquin heraus, den man nicht umgehen kann, wenn man in abendländischer Perspektive über Glück und Heil philosophiert bzw. dissertiert. Während Augustinus die Glückseligkeit im irdischen Dasein als eine zu erhoffende Größe ansieht, erkennt Thomas von Aquin (1224–1274) den eigenständigen Wert der Frage nach dem Glück innerhalb des irdischen Lebens, auch wenn die philosophische Reflexion über das Glück bei ihm eingebettet bleibt in eine *theologische* Weltdeutung. Der Aquinate unterscheidet zwischen *beatitudo perfecta* [vollkommene Glückseligkeit] und *beatitudo imperfecta* [unvollkommene Glückseligkeit]. Wie János Vik ausführt, wird dadurch die Sehnsucht des Menschen nach einem vollendeten Glück thematisiert, aber auch dessen nur bruchstückhafte Erreichbarkeit auf Erden. Zugleich zeigt Thomas von Aquin, dass das natürliche Verlangen des Menschen nach Glück kein vergebliches Begehren der Natur sein könne. Vermag es nicht im Irdischen in Erfüllung gehen, so muss angenommen werden, dass in einer anderen Lebensform – im Jenseitigen – erfüllt wird. Dieses höhere Glück als Zustand ewiger Vollendung erblickt Thomas in der endgültigen Vereinigung des Menschen *als Geisteswesen* mit Gott. Da für Thomas von Aquin die Geistigkeit des Menschen als „der ausgezeichnete Ort der Gottebenbildlichkeit“ gilt, wird er, der Mensch, *gnadenhaft* [durch „göttliche Kraftspritze“] in die Lage versetzt, die Selbsterkenntnis und Selbstliebe Gottes mitzuvollziehen, wobei die höchste Form dieses Mittvollzugs – als *imitatio Dei* [Nachahmung Gottes] verstanden – erst in der jenseitigen „Gottesschau“ [*visio beatifica*] erreicht werden kann. Bis dahin aber besteht die nicht ignorierbare Berufung des Menschen darin, „Gottes Bild“ in *dieser* Welt zu sein. Das Glück dieses Lebens auf Erden, zwischen Geburt und Tod, bleibt für Thomas ein Eigenständiges, ein vom Menschen – auch in seiner Unvollkommenheit – Erstrebenswertes, allerdings immer auf die *beatitudo perfecta* hingeordnet. Dazu gehört nun, wie János Vik ausführt, dass Gott selbst einen Heilsplan mit dem Menschen habe, den Er zu „verwirklichen strebt“. Dieser Teil der Dissertation ist reich an tiefen theologischen Gedanken und man bewundert

den Verfasser, wie geschickt er das dauerhaft Gültige der Lehre des Aquinaten schrittweise entfaltet. Einige Zwischenbemerkungen erscheinen dem Rezensenten als außerordentlich bedenkenswert. Es gibt bei Thomas von Aquin eine ungeheuer kühne – das Gottesbild betreffende – Aussage, die das Christentum vergessen oder unterdrückt hat. In der *Summa theologica* [I, 26, handelnd über *De divina beatitudine*, also über die Glückseligkeit Gottes] ist gesagt, man verfehle schlechthin die Wirklichkeit Gottes, wenn er nicht als der vollkommen Glückselige gedacht werde. Wie Josef Pieper schreibt: Der Sinn dieser Aussage sei nicht allein, dass Gott glücklich sei, sondern vielmehr: „Gott ist seine Glückseligkeit“, ja, „Gott und Glückseligkeit sind dasselbe“, und wer auch immer sonst glücklich ist [der Mensch, der Engel und der Erzengel], hat Anteil an einem Glück, das nicht er selber ist. Pieper wörtlich: „Für Gott aber ist Sein und Glückseligsein dasselbe; Gott ist glücklich dadurch, dass er ist. Dies freilich ruft sogleich eine bestürzende Folgerung hervor. Wenn Gottes Glückseligkeit nicht darauf beruht, dass irgend etwas sonst geschieht oder ist, dann kann sie also auch nicht getrübt oder gesteigert werden durch ein wie immer geartetes Geschehen im Bereich der Schöpfung und in der geschichtlichen Welt des Menschen. Das ist in der Tat ein ungeheuerlicher Gedanke. Thomas hat ihn, in seinem Traktat von der Schöpfung, in einem Satz von entrückter Klarheit ausgesprochen: „Die Glückseligkeit Gottes besteht nicht in dem Wirken, durch das er die Schöpfung gegründet, sondern in dem Wirken, durch das er seiner selbst genießt, unbedürftig der Schöpfung“, „*creaturis non egens*“ (Josef Pieper, *Glück und Kontemplation*, in: *Werke in acht Bänden*, hier Band 6, Hamburg: Felix Meiner Verlag 1999, S. 164f.). In dieser Lehre von der unsterblichen Glückseligkeit Gottes ist ausgesagt – und dabei spürt man die inspirierte Geistesgröße des Thomas von Aquin –, dass im Ursprungsgrunde der Wirklichkeit dieses für unser Fassungsvermögen unendliche und unantastbar heile Sein waltet, wirkt, lebendig und ewig glücklich ist. Der Rezensent muss an dieser Stelle offen bekennen, dass ihn dieser ungeheuerliche Gedanke des Thomas von Aquin nicht nur existentiell bewegt und tröstet, sondern die Einsicht generiert: Den Begriff der unsterblichen göttlichen Glückseligkeit überhaupt zu denken wagen, ist der Anfang einer Befreiung von krankmachenden Gottesbildern, die heute noch im 21. Jahrhundert – hier und da, in fundamentalistischen [christlichen wie nicht christlichen] Kreisen, wie z.B. in der Piusbruderschaft – Menschen neurotisieren und versklaven. Die Bedingung der Möglichkeit für uns Menschen, Glückseligkeit – irdisch wie jenseitig – erleben zu können, ist der ewig heile Ur-Sprung allen Seins und Werdens. Dass Thomas von Aquin darauf aufmerksam gemacht hat, kann niemand mehr rückgängig machen.

Zurück zur Dissertation von János Vik. Es folgen dann Glückskonzepte als Themen der Psychologie (Kapitel 4 und 5). Dabei wird gezeigt, dass Glück in der Neuzeit und dann in der Postmoderne – losgelöst von jeder transzendenten Begründung – eher mit seelischer Gesundheit, Selbstverwirklichung, harmonischen Emotionen usw. zu tun hat. Die Psychologie und Philosophie der Selbstverwirklichung, vor allem in der Perspektive des 20. Jahrhunderts, generierte manche Einsichten, die dem Verfasser zufolge zu berücksichtigen sind, will man sich eine tragfähige Basis für die Zusammengehörigkeit von Glück und Heil erarbeiten. Hier widmet J. Vik dem Begriff der Individuation nach C.G. Jung breitere Aufmerksamkeit und konkludiert, sich auf reiche Fachliteratur stützend: Individuation sei der Vereinigungsprozess von Gegensätzen. Im Kern gehe es darum, „dass der Prozess der Individuation mit einer geglückten Vereinigung von Ich und Selbst“ einhergehe (S. 184). Auf den Unterschied zwischen Ich und Selbst, wie Jung ihn versteht, kann hier nicht eingegangen werden. Wichtig scheint dem Rezensenten, mit János Vik hervorzuheben: Es ist das bewusste Ich, das menschliche Würde begründet und die notwendige Grundlage ethischer Verantwortlichkeit bildet (S. 191). Es gibt in jedem Menschen ein ursprüngliches Ichbewusstsein, ohne das nichts und niemand vorhanden wäre. Aus diesem originär, unableitbar gegebenem Lichtkreis des geistigen Ichbewusstseins empfindet sich der Mensch als frei, als nicht nur Teil der physischen Natur, sondern als begabt und befähigt, sich der Herrschaft der Natur und der Instinkte ein Stück weit zu entziehen. Das ist ein lebenslanger Prozess, dessen Vollzug so etwas wie Glück und Sinnerfülltheit ermöglicht (vgl. S. 195f.). In der ersten Lebenshälfte geht es um Expansion, um Hineinwachsen und Hineinwirken in die Welt, in der zweiten Lebenshälfte beginnt die langsame und unausweichliche Konfrontation mit dem Tod. Damit setzt ein, schreibt János Vik indem er C. G. Jung folgt, eine neue Qualität der Individuation, nämlich im Innen und in der Innewerdung finden zu lernen, was man in der ersten Lebenshälfte im Außen gesucht und gefunden hat (vgl. S. 212).

Das Fazit von János Vik lautet: Jung greife in seiner Analytischen Psychologie die Bedeutung der Religion, allgemein gesehen, positiv auf und ziehe in Betracht, dass der Prozess der Selbst-Werdung als ein quasi religiöser Vorgang zu qualifizieren ist. Ziel der Selbstwerdung bzw. der Verwirklichung des Selbst sei der innere Friede als die höchste Art von Glück. Mit anderen Worten: das Glück der seelischen Ganzheit ist für Jung Ziel der Individuation, wobei Seele bei Jung eine psychische Realität ist, die er verabsolutiert. Ob die so erlangte Ganzheit des Menschen zugleich auch den Platz der Gottheit einnimmt, die Gottheit sozusagen mit der erlangten ganzheitlichen Selbst-

verwirklichung identifiziert wird – wie Jung an einer Stelle formuliert –, darf János Vik zufolge bezweifelt werden. Des Verfassers dezidierte Kritik an C. G. Jung (S. 235 – 240) ist zugleich die Überleitung zum „Glück des sinnerfüllten Lebens“, das, im Sinne Frankls, nur durch echte Selbsttranszendenz sich sozusagen als Resultat, als Nebeneffekt der Hingabe an den [konkreten und transzendenten] Logos einstellt (S. 241–338). Vik bezieht sich auf Frankl, dessen Kerngedanken er detailliert darlegt, und betont, dass der religiöse Mensch [der an den heilen Ur-Sprung glaubt] in eine gegenüber der Psychotherapie umfassendere, höhere Dimension vorstößt, wobei der Durchbruch in diese höhere Dimension – die von der Existenzanalyse immerhin angedeutet wird, – in einer existenziellen Glaubensentscheidung oder Kraft des Glaubens [als dem Menschen inhärente Seelenkraft] geschieht.

In diesem Zusammenhang stellt sich nun die moderne, ja postmoderne Frage, ob der Sinn des Lebens – bzw. der relative, augenblicklich gefundene Partialsinn – einen Menschen glücklich machen könne, worauf Viktor Frankl die Antwort gibt: Der direkte Weg zum Glück sei gesperrt, ursprünglich trachte ja der Mensch nicht nach Glück [das heute oft mit Lust und Wohlgefühl gleichgesetzt wird], sondern ihn motiviere zutiefst die Suche nach dem *Grund* zum Glücklichen. Das immer wieder Finden und Entdecken des Lebenssinns bringt es mit sich, „dass Glück wie Lust sich als die Nebenwirkung erfüllten Sinns und begegnenden Seins einstellen“ (S. 334). János Vik legt auch dar, dass das *flow*-Konzept von Mihály Csíkszentmihályi mit Grundaussagen von Viktor Frankl inhaltlich übereinstimmt. Demnach gilt: Selbsttranszendenz ist der königliche Weg, durch Hingabe [an einen konkreten Sinn, an eine konkrete Aufgabe, an ein Du usw.] mit jeder Einzelheit des eigenen Lebens *eins* zu sein, folgert János Vik und fügt hinzu: Lebenssinn und Glück seien zwar nicht einfach dasselbe, aber man müsse darauf achten, einerseits immer wieder Ziele vor Augen zu haben, und andererseits den Augenblick zu genießen. In einem sinnerfüllten Leben kann der Mensch glücklich werden, auch wenn er sich nicht immer glücklich fühlt.

Schließlich widmet sich János Vik der Frage nach der Vergänglichkeit, ob damit nicht jegliches Glück verschwindet und jeder Sinn, den einer gelebt und erlebt hat, zunichte gemacht wird. Im Horizont des Christlichen bejaht er mit der theologischen Tradition „das Geborgensein des Vergangenen im Leben Gottes“, der als „die schöpferisch erwidende Liebe“ (S. 338f.) aufgefasst werden muss. Nur von der unzerstörbaren Vergangenheit zu sprechen, wie Frankl dies tut, sei nicht befriedigend – schreibt János Vik –, darum müsse aus christlicher Sicht „eine vollkommener und höhere Zukunft mit transzendenter Qualität“ in Aussicht gestellt werden (S. 341). Anders formuliert:

Wäre das menschliche Leben nur auf das Irdische beschränkt, müsste die Situation des Menschen auf Erden als tragisch bezeichnet werden. Die sogenannte „theistische Hypothese“ oder die christliche Heilsbotschaft besagt aber, dass die Hoffnung durchaus berechtigt ist, mit einer unzerstörbaren Zukunft zu rechnen, „die eine transzendente Erfüllung des Erkenntnisstrebens, des sittlichen Strebens, der Sehnsucht nach Glück und [nach] dem Sieg der Gerechtigkeit Wirklichkeit werden lässt“ (S. 342).

Sicher trifft es zu, dass die Gestalt Christi, in der „Gott auf den Menschen zukommt“, eine jenseitige Zukunft [in der wesenhaft geistigen Dimension der Ewigen Wirklichkeit, im ewig heilen Ur-Sprung] eröffnet, die man sich nicht selber machen kann. So gesehen, ist jedes Glück als *beatitudo imperfecta* auf die endgültige Vollendung im Leben des Ewigen hingeordnet und dort aufgehoben, sagt sinngemäß János Vik.

Schön fand der Rezensent den im „Ausblick“ formulierten Gedanken: „Die Erfahrung von Glück – verstanden als die unbeabsichtigte Nebenwirkung von erfülltem Sinn und beegnendem Sein – kann als eine Heilserfahrung bzw. als die immanente und deshalb vergängliche, aber [dennoch] reale Vorwegnahme des transzendenten Heils verstanden werden. Infolgedessen wird der konkrete Sinn des Lebens sowohl in der Existenzanalyse und Logotherapie Viktor E. Frankls als auch in der christlichen Heilsbotschaft bleibend als Gabe *und* Aufgabe gesehen“ (S. 358f.).

Dass diese Dissertation mit dem bedeutenden Johann Michael Sailer-Preis ausgezeichnet wurde, ist ein klares Zeichen für die hochqualitative Arbeit des Verfassers. Der Rezensent kann dies nur bestätigen.

Otto Zsok

**Kerstin Oppermann**, *Wozu Leben? Logotherapeutische Biografiearbeit*. Mit einem Beitrag von Elisabeth Lukas, Verlag der Ideen, Volkach 2010, 104 Seiten, 10,- Euro

Es gibt Bücher, deren Lektüre den Leser zwiespältig zurücklässt. So auch hier. Man könnte sich darüber freuen, dass wieder ein kleines Büchlein zur Einführung in die Logotherapie erschienen ist, schließlich gilt es, das logotherapeutische Gedankengut weitmöglichst zu verbreiten. Die Autorin fasst in ihrem Büchlein vermutlich das Einführungssemester ihrer Logotherapieausbildung knapp zusammen. Aber wäre es wirklich gut, wenn alle Ausbildungskandidaten unserer Institute desgleichen unternähmen? Lässt sich Logotherapie auf ca. drei DIN-A-4-Seiten zusammenfassen, gewissermaßen Logotherapie im Schnellverfahren? Führt das nicht letztlich zu einer Banalisierung der logotherapeutischen Inhalte? Man vergleiche nur die Aussagen über Frankls Menschenbild, die im Büchlein lediglich im Blick auf die drei Dimensionen Geist/Psyche/Physis fleißig mit Beispielen (Wasserglas, Zylinder etc.) illustriert werden, aber das Entscheidende außer Acht lassen, nämlich die Auswirkungen von Frankls Menschenbild auf die Wertschätzung und Achtung des Menschen, dem man jeweils begegnet. Muss man solche Verkürzungen in Kauf nehmen, wenn man eine weite Verbreitung wünscht? Hier nagt der Zwiespalt.

Nicht zwiespältig, sondern ärgerlich ist dagegen folgende Beobachtung: Man hätte der Autorin wirklich einen Verlag gewünscht, der seine Arbeit versteht und seine Autoren vor Blamagen wie den folgenden schützt. Dem Rezensenten ist bislang noch kein Buch in die Hände gefallen, das formal derart nachlässig gemacht wurde. Es beginnt bei der Autorschaft: Von den drei Hauptteilen des Büchleins stammen der erste, „Einführung in die Logotherapie“ (mit 22 Seiten, davon 3 ½ Leerseiten), und der dritte, „Logotherapeutische Biografiearbeit“ (mit 20 Seiten, davon 5 ½ Leerseiten), von der als Autorin fungierenden Kerstin Oppermann; hingegen stammt der zweite Hauptteil, „Logotherapie und Selbsterfahrung“ (mit 41 Seiten, davon 10 Leerseiten), von Elisabeth Lukas, die aber nicht als Mitautorin, sondern nur als Beiträgerin fungiert. Angesichts dieser Umfangsverteilung wäre eine Doppelautorschaft formal korrekt gewesen, nicht aber die Formulierung „Mit einem Beitrag von Elisabeth Lukas“; bei einer Doppelautorschaft hätte ja durchaus jeder Hauptteil mit Namen kenntlich gemacht werden können. Die Unfähigkeit des Verlages setzt sich fort im Inhaltsverzeichnis, das die drei Hauptteile nicht ausweist, sondern nur die jeweiligen Unterkapitel; wer sich also für den zweiten Hauptteil, d.h. den Text von Elisabeth Lukas, interes-

siert, muss sich durchblättern, um zu sehen, wo dieser beginnt. Sie setzt sich fort im Inneren: Von den 100 Seiten sind allein 25 (!) Leerseiten, die der Käufer mitbezahlt; diese Leerseiten weisen zu allem Überfluss auch noch Kopfzeilen auf, damit der Leser wirklich weiß, in welchem Kapitel er bei diesen Leerseiten gerade ist. Die Mängelliste ließe sich mit einer Aufzählung von Satzfehlern mühelos fortsetzen. Wer Bücher liebt, wendet sich mit Grausen und wünscht den Autoren (und Lesern) von Herzen Verlage, die ihr Handwerk verstehen.

*Peter Suchla*



**Uwe Böschmeyer**, *Du bist viel mehr. Wie wir werden, was wir sein könnten*, Ecowin Verlag, Salzburg 2010, 209 Seiten, 19,95 Euro

Wer wir *im Grunde* sind und demnach auch sein könnten, darüber reflektiert Uwe Böschmeyer, Begründer der Wertimagination und der Wertorientierten Persönlichkeitsbildung, Leiter des Lüneburger Institutes für Wertimagination. Sein Buch hat zwei Vorgänger, diese dritte Version sei – auf Anregung des Verlegers – gründlich überarbeitet worden, heißt es in der Einleitung. Nachdem der Autor knapp skizziert, was den Leser in diesem Buch erwartet, widmet er sich der Charakterlehre des Enneagramms, das er als eine tragende Säule der Wertorientierten Persönlichkeitsbildung ansieht (S. 13 – 22). Die sicherlich originelle Idee wird hier dicht entfaltet, der zufolge das Enneagramm nicht nur als Typologisierung aufgefasst, sondern *wertorientiert interpretiert* werden kann und soll. Zuvor jedoch fasst der Autor den Inhalt des Konzeptes der Wertorientierten Persönlichkeitsbildung zusammen. Stichwortartig ausgedrückt: Es ist zu unterscheiden zwischen existenziellem und krankhaftem Leiden. Erstere Form hat mit Wachstumskrisen des Lebens, mit Leiden am Leben selber zu tun, das – als menschliches Leben – immer schon mit Fragen nach der eigenen Identität [wer bin ich, wer ist Ich], nach Wert und Sinn, nach Halt und nach Gott verknüpft ist.

Wertorientierte Persönlichkeitsbildung [WOP] sei *keine* Therapie, sondern ein neuer, „*eigenständiger*, ‚dritter Weg‘ neben krankheits- und konfliktorientierter Psychotherapie“; sie sei „geistig-emotionale Begleitung nicht kranker Menschen auf dem Weg zu sich und zu anderem Leben, zum Sinn und zum Grund des Seins“; sie fördere geistige Potenziale und sei deshalb dem Bereich der *Erwachsenenbildung* zuzuordnen. Dass dadurch Prävention seelischer und körperlicher Erkrankungen im besten Sinne geschieht, leuchtet ein. Das alles vollzieht sich auf der Grundlage des Menschenbildes der sinnzentrierten Logotherapie Viktor E. Frankls, heißt es weiter (S. 16), „mit der Betonung von *Geist* und seinen Aspekten Wert, Sinn, Freiheit, Verantwortlichkeit, Liebe“. Ziel der WOP sei, Zugang zu den Quellen der eigenen *Wertgefühlskräfte* zu finden, um dadurch Orientierung, aber auch Zuwachs an Energie zu gewinnen. Werte seien „auch Energiezentren mit hoher Anziehungskraft“ und diese [Wert-Energiezentren] fühlbar entdecken zu helfen, sei eine herausragende Aufgabe in unserer Zeit. Bei dieser Aufgabe spiele die vom Autor entwickelte Methode der Wertimagination, also die fachlich begleitete „Wanderung“ zu den „Quellen der Wertgefühlskräfte“ eine besondere Rolle, zumal in ihr „Höhen- und Tiefenpsychologie“ zusammenspielen.

Der Rezensent versteht, dass Uwe Böschmeyer, Viktor Frankl folgend, „im unbewussten Geist“ den Grund der Wertgefühlskräfte „lokalisiert“. Der Rezensent möchte lieber das Wort unbewusst auf unterbewusst abändern, was einer fundierten philosophischen Überlegung entspricht, die in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift (Existenz und Logos, Heft 17/2009, S. 49–73) entfaltet und begründet wurde.

Davon abgesehen und darüber hinaus ermöglichen Wertimaginationen, so Böschmeyer, „eine höchstmöglich *kognitive, emotionale und energetische* Annäherung an den Wert, den sie symbolisieren“ (S. 18). Hier knüpft nun das Enneagramm an, dessen implizite Wertlehre der Autor für die Persönlichkeitsentwicklung fruchtbar zu machen sich bemüht. Seine Bemühung gelingt. Zum Verständnis des Enneagramms (S. 27–37), also der Charakterlehre über die neun Gesichter der Seele, gehört Böschmeyer zufolge, erkennen zu lernen, dass jeder Mensch Person *ist*, aber auch einen Charakter *hat* [einem bestimmten Typus zugeordnet werden kann]. Der Typus kommt aus Vererbung und Erziehung, [während die geistige Person nicht von den Eltern „gezeugt wird“, sagt Frankl], und mit jedem Typus ist ein eigener, ihm spezifischer Wert bzw. eine *Wertmöglichkeit* mitgegeben, aber auch eine – kontrapunktische – *Sinnproblematik*. Sogenannte Leit-Sätze, die typologisch bedingt sind, zeigen dem Menschenkenner den Widerstand gegen die Weiterbildung der Persönlichkeit. Zum Beispiel:

- Ich sollte [oder gar muss] das Richtige tun (Reformer, Typus 1).
- Ich sollte [oder gar muss] anderen helfen (Helfer, Typus 2).
- Ich sollte [oder gar muss] erfolgreich sein (Erfolgsmensch, Typus 3).
- Ich sollte [oder gar muss] ein Besonderer sein (Romantiker, Typus 4).
- Ich sollte [oder gar muss] Abstand halten (Beobachter, Typus 5).
- Ich sollte [oder gar muss] meine Pflicht tun (Loyal, Typus 6).
- Ich sollte [oder gar muss] glücklich sein (Glückssucher, Typus 7).
- Ich sollte [oder gar muss] stark sein (Starker, Typus 8).
- Ich sollte [oder gar muss] in Harmonie leben (Ursprünglicher, Typus 9).

Der typologische Leitwert kann sich als ein »Soll«, [gesund], aber auch als ein »Muss« [ungesund] melden. Der Weg vom Typus zum Original ist deshalb immer der Weg der wachsenden Liebe zum Leben; es ist der Weg, der ermöglicht, das Typische, das einen Menschen einengt, zu überwinden, und das, was ihn fördert, aus sich herauszuleben (vgl. S. 33).

Die ausführliche Darstellung der neun Typen (S. 37–197) leistet Uwe Böschmeyer einer gut nachvollziehbaren Struktur entsprechend. Zunächst wird der positive Pol, dann der negative Pol des jeweiligen Typus beschrieben,

dann der sogenannte Widerstand gegen die eigene Persönlichkeitsbildung und schließlich werden Wege zur Weiterentwicklung der Persönlichkeit aufgezeigt. Bei jedem Typus lädt der Autor zu einer bemerkenswerten Wertimagination ein, die er aus seiner Praxis zitiert. Im Folgenden werden die Ergebnisse der Wertimaginationen knapp skizziert, denn sie stellen – nach Empfinden des Rezensenten – etwas Eigenes dar, was in anderen Büchern über das Enneagramm so nicht zu finden ist:

Typus 1, der Reformier, darf und soll den *Wert der Versöhnung* mit dem [unvollkommenen] Leben erfüllend imaginieren. So wachsen in ihm *Geduld und Gelassenheit* (S. 55).

Typus 2, der Helfer, darf und soll den *Wert der Bescheidenheit* imaginieren und erfüllen. So wachsen in ihm *Liebe zu sich selbst* und *echte Liebe zu den anderen*, die als solche wirklich die anderen meint (S. 73).

Typus 3, der Erfolgsmensch, darf und soll mit Hilfe seiner seelischen Vorstellungskraft den *Wert der Wahrhaftigkeit* imaginieren. So erstarken in ihm *die Liebe zur Wahrhaftigkeit* und *das Gefühl der Klarheit* (S. 90).

Typus 4, der Romantiker, ist eingeladen, eine Wertimagination zum „Ort der Selbstannahme“ mitzuvollziehen. Auf diese Weise lernt er fühlend erkennen, dass *Ausgeglichenheit* und *Echtheit* seine besonderen Werte sind (S. 105).

Typus 5, der Beobachter, darf und soll mit Hilfe seiner seelischen Vorstellungskraft den *Wert der „inneren Brücke“* imaginieren. So erstarkt in ihm, die *Hingabefähigkeit, das sich Einlassen aufs Leben* (S. 127).

Typus 6, der Loyale, wird eingeladen, den *Wert des Mutes und des Vertrauens* durch Imagination empfindungsbewusst zu erfassen. So wird in ihm die *Trotzmacht des Geistes* aktiviert und er lernt, gegen die Angst bestehen zu können (S. 145).

Typus 7, der Glückssucher, darf und soll mit Hilfe seiner seelischen Vorstellungskraft den *Wert der nüchternen Freude, der heiteren Nüchternheit und der Lebensgewissheit* imaginieren (S. 164). So entsteht in ihm die konsistente Gewissheit, dass der heile Ur-Sprung [Gott] in der Freude lebt.

Typus 8, der Starke, darf und soll mit Hilfe seiner seelischen Vorstellungskraft den *Wert der Großzügigkeit und der Güte* bzw. der *Barmherzigkeit* imaginieren. So erwächst in ihm *die alles überwindende Liebe* (S. 181), die ewig „Königin und Kaiserin“ aller Kräfte ist.

Typus 9, der Ursprüngliche, darf und soll mit Hilfe seiner besten seelischen Vorstellungskraft den „Ort der Selbstannahme“ aufsuchen. Diese Wertimagination stärkt in ihm den hohen Wert der *Selbstakzeptanz und der Verantwortung* nach innen und außen (S. 197).

Uwe Böschmeyer verwendet in diesem Buch seine eigene Sprache, die keine „typische Enneagrammsprache“ ist. In den 30 Leitlinien zur Erweiterung der Persönlichkeit (S. 199–209) bietet er eine „symphonische Zusammenfassung“ über die Art und Weise, wie ein Mensch sich seinem Original annähern kann. Denn so sehr der Typus uns alle prägt und determiniert, so erweist sich mindestens in demselben Intensitätsgrad und noch mehr „das Original in uns“ als Zentrum jeder Selbstgestaltung und Selbstvollendung [im Rahmen des irdisch Möglichen]. Unter „das Original in uns“ versteht Böschmeyer das [jedem einzelnen Menschen] Eigene, den unverwechselbaren Personkern, das [innerste] Wesen. Original hat mit „Origo“ [Ausgangspunkt, Ursprung, Ursprungsstelle] zu tun. Vom Typus zum Original zu kommen, bedeutet demnach, einen Weg der Innewerdung zum Ursprung zu erwandern und dabei immer klarer, zutiefst empfindungsbewusst erfassen und erfüllen zu lernen, dass weder Gene, noch Erziehung, weder Umwelt noch die gegenwärtige Zeit primär über unsere Befindlichkeit entscheiden, denn vielmehr und eigentlich entscheidend ist, „welche uns selbst entsprechenden Werte wir finden, und ferner, ob und wie wir sie leben“ (S. 201).

In dem zweifelsohne faszinierenden Buch von Uwe Böschmeyer durchzieht sich das Thema und der Grundbegriff „Wert“ wie ein *basso continuo*. Der Rezensent hätte es gerne begrüßt, wenn der Autor auch auf den eigentlichen Wertphilosophen Max Scheler (1874–1928) Bezug genommen hätte, denn Scheler hat über Werte *Gewichtigeres* zu sagen als C. G. Jung. Sicher wäre dafür ein eigenes, ein weiteres Kapitel notwendig gewesen und vermutlich wäre der Verleger damit weniger oder gar nicht einverstanden gewesen. Darum soll hier im Sinne einer ergänzenden Bemerkung Max Scheler [sinngemäß und wörtlich] zitiert werden:

Sogenannte ethische Vorbilder und Gestalten des Heiligen führen unserem Geiste kraftvolle Nahrung zu. Jedes Volk hat seine eigentümlichen Lebenskünstler. „Es gibt jene Kette und Pyramide von sich übersteigernden personalen Vorbildern, an denen ein jeder Mensch – mächtig gezogen von seinen ihm je zunächst stehenden höheren Exemplaren, deren höchste von Gott selbst gezogen sind – ... langsam und auf komplizierten Wegen sich emporringt zu seinem tiefsten Selbst, zu seinem ‚Werde, der du bist‘“ (Max Scheler, Vorbilder und Führer, in: Schriften aus dem Nachlaß, Band 1: Zur Ethik und Erkenntnislehre, Bonn: Bouvier Verlag 1986, S. 269f.). Und hier treffen sich das Anliegen des Buches von Uwe Böschmeyer – „Wie wir werden, was wir sein könnten“ – und der philosophische, phänomenologische Ansatz über die Natur der Werte von Max Scheler. Womit auch angedeutet werden soll, dass innerhalb der Logotherapie und Existenzanalyse noch wei-

tere „Ausbaumöglichkeiten“ gegeben sind, wenn wir uns über sinn- und wertorientierte Persönlichkeitsbildung tiefere Gedanken machen, die irgendwann auch zur Empfindung werden.

Dass das oben rezensierte Buch von Uwe Böschmeyer in diesem Zusammenhang – auf dem Weg ein »Finder« zu werden durch tief durchgeführte Empfindung – einen bedeutenden Beitrag darstellt, dürfte aus dem Gesagten deutlich geworden sein. Lesenswert!

Otto Zsok

---

**Uwe Böschmeyer**, *Du bist mehr als dein Problem. Uli – eine ungewöhnliche therapeutische Begegnung*, Kösel Verlag, München 2010, 151 Seiten, 15,95 Euro

Die von Uwe Böschmeyer entwickelten Konzepte *Wertimagination* [WIM] und *Wertorientierte Persönlichkeitsbildung* [WOP] hat der Autor schon in drei vorausgegangenen Büchern („Unsere Tiefe ist hell“; „Gottesleuchten“ und „Vertrau der Liebe, die dich trägt“) ausführlich vorgestellt. In seinem Institut in Lüneburg führt der 71-jährige Frankl-Schüler eigene Schulungen über Wertimagination durch, die nicht Psychotherapie im engeren Sinne, sondern etwas Eigenständiges ist und auch für therapeutische Zwecke eingesetzt werden kann, wie dieses Buch eindrucksvoll zeigt.

Auch in ihm durchziehen die Konzepte der Wertimagination und der Wertorientierten Persönlichkeitsbildung die therapeutische Begleitung eines Klienten namens Ulrich Gabriel, im Buch nur Uli genannt.

Für den Autor sei die Erfahrung mit Uli die ungewöhnlichste Therapie gewesen. Bis zu seinem 14. Lebensjahr sei er ein fröhlicher, selbstbewusster, charmanter junger Mensch gewesen, dann, im Januar 2006, passierte ein Unfall. Beim Springen aus etwa zwei Metern Höhe mit einem Snowboard zog sich Uli eine Oberarmfraktur rechts zu. Nach der Operation und der Rehabilitation in der Fachklinik Enzensberg beginnt er eine Therapie bei Uwe Böschmeyer, der sich zunächst herausgefordert fühlt. Er musste sehr vorsichtig sein, um nicht Mitleid, sondern *Mitgefühl* mit dem Fünfzehnjährigen zu haben. Während die wesentlichen Passagen des Therapieverlaufs geschildert werden, bekommt der Leser eine dichte Einführung in die Wertimagination. Diese Methode als Weg in den Grund des eigenen Geistigen, soll dem suchenden Menschen jenes *Wissen* empfindungsbewusst machen, das die großen und kleinen Sinnzusammenhänge des eigenen und des großen Lebens erschließen kann, schreibt Böschmeyer, der diese Methode herausgearbeitet

hat (siehe sein Buch „Unsere Tiefe ist hell. Wertimagination – als Schlüssel zur inneren Welt“ 2005).

In der innerlich liegenden Sphäre des Geistes befindet sich das sogenannte „geistig Unbewusste“, [der Rezensent spricht lieber vom geistig Unterbewussten], und aus ihm werden, während der begleiteten Wertimagination, bestimmte Wertgestalten *ausgebildet* und mit den Gefühlskräften als Bilder erfasst, die dann eine heilende, ermutigende Kraft und Energie entfalten, die der Imaginand in sich selbst – in seinem Körper und in den „Räumen der Seele“ – wahrnimmt und sich zu Nutze macht. „Die Wertgestalten [der Lebensbejahende, der Mutige, der Liebende, der heilende Arzt usw.] gehören zu unserer inneren Ausstattung“, schreibt Böschmeyer, „und bleiben uns auch dann erhalten, wenn sie uns nicht bewusst sind. Sie sind uns zugehörig, aber sie gehören uns nicht. (...) Gerade die Begegnung mit diesen lebendigen Vertretern der inneren Welt ist für die Erkenntnis und Aneignung der verborgenen Lebenskräfte und damit für die Weiterbildung der Persönlichkeit besonders wichtig. Darüber hinaus führen sie uns in Tiefen, in die der Verstand uns niemals führen könnte“ (S. 24).

Im Februar 2007 begann U. Böschmeyer den körperlich behinderten Uli in die Tiefe – man könnte auch sagen: „in das weite Land der Seele“ – zu begleiten. Die beiden kamen relativ schnell voran.

In der ersten Wertimagination sah Uli nur Farben, doch schon in der zweiten kommen ihm klare, deutliche Bilder. Der Rezensent möchte nicht alle Details hier erwähnen, denn jeder Leser sollte sich selbst mit der spannenden Entfaltung der Bilder und deren Wirkung in Ulis Leben vertraut machen. Was dabei den Außenstehenden bewegen kann, ist das Zarte, das Behutsame, das Vorsichtige, wodurch der 71-jährige Therapeut und der 15-jährige Junge sich auch seelisch begegnen. Uli kann nicht sprechen, er braucht ein Laptop, um sich mitzuteilen. Und der technisch unbegabte Böschmeyer, wie er sich selbst mit leisem Humor charakterisiert, lässt sich darauf ein und lernt mit der Zeit, mehr und mehr in Ulis Gesicht zu lesen. Böschmeyer will dem Jungen Mut machen, „das stärkere Ich“ in Uli wachrufen, ihn in die Kraftsphäre der größeren Hoffnung hineinführen, die sich auf den Sinn und auf den umfassenderen Zusammenhang bezieht (vgl. S. 35). Uli lernt zu erfahren z. B. den „inneren Indianer“ [Symbol für Stärke], den „inneren Arzt“ [Symbol für Heilung] und den „inneren Musiker“ [Symbol für Harmonie]. Der „innere Glückssucher“ oder der „Lebenskünstler“ wird von Uli auch entdeckt und damit die in ihm schlummernde Fähigkeit angeregt, trotz bleibender Behinderung „das jeweils Beste aus einer Situation herauszuleben“ (S. 42).

Nach dem sogenannten zweiten Block der Begleitung, im Juni 2007, bekommt der Therapeut einen Dankesbrief von Uli Mutter, und er freut sich, denn Uli „war psychisch deutlich stabiler“, und „seine Augen strahlten mehr Freude und Vertrauen zum Leben aus. Und im Allgemeinen ist er [Uli] lockerer“ (S. 48).

Nach jedem Block spricht Böschmeyer – oft in poetischer Sprache – auch den Leser an und legt dar, „was ich darüber hinaus sagen möchte“. Man bekommt wertvolle Leit-Ideen, wie z. B.: seine eigene Musik suchen; sich nicht auf seine Not fixieren; einen anderen Blickwinkel suchen; Leben gestalten (S. 49–53). Texte aus früheren Büchern von Böschmeyer ergänzen den praktisch-therapeutischen Teil (z.B. „Die unverbrannte Erde – ein Gespräch in der inneren Welt“), und man erfährt so, wie der Mut und die Verzweiflung einen spannenden Dialog miteinander führen.

Der konkrete Verlauf der therapeutischen Begleitung des Teenagers ist freilich nicht immer glatt und erfolgreich. Uli kann auch – zwischendurch – spöttisch sein, sich ängstlich und verzweifelt zeigen. Dann fühlt sich Böschmeyer besonders herausgefordert, geduldig weiter zu machen und mit dem Jungen zu ringen, damit er sein früheres Selbstbewusstsein wieder erlangt. Wir erfahren, dass Uli, eine Woche nach der Operation ziemlich wütend war, nachdem er langsam wieder zu sich kam und realisieren musste, dass er nicht mehr alles tun kann, was er früher wollte und auch tat. Das Gespräch steuert auf den „Sinn des Unfalls“ und dann auf „Gott“ zu (S. 67–69) und dann wird wieder über die Ohnmacht, Kraftlosigkeit und Mut gesprochen.

Inzwischen geht Uli wieder in die Schule, sein Leben entfaltet sich in Wellenbewegungen. Als er über seine imaginäre Freundin spricht, spürt er ihre Liebe zu ihm (S. 92), er sagt aber auch: „*Besser wär's, sie wäre echt*“ und Böschmeyer kann darauf in jener Situation nichts erwidern (S. 94).

Hier stellt sich die Frage: Kann und muss ein Therapeut – auch ein Logotherapeut und Existenzanalytiker – immer etwas sagen oder erwidern, wenn der *homo patiens* gerade von Gefühlen der Trauer, der Ohnmacht und der Verzweiflung überrumpelt wird? Oder eine innere und äußere Situation schildert, der zunächst keinen Sinn abgewonnen werden kann? Das Schweigen und das *Mitfühlen* sind dann genauso wichtig, wie beispielsweise die Pause in der Musik. Gewiss wird dieser Aspekt in den Imaginationen mit Uli immer wieder beachtet. Weitere Wanderungen in die innere Welt folgen und Uli hat luzide Momente, in denen er zu begreifen beginnt, dass es auf *seine Einstellung* zu den Dingen, die er nicht mehr ändern kann, ankommt. Ein genuin logotherapeutischer Gedanke.

Schließlich finden die letzten Begegnungen zwischen Uli und dem Therapeuten statt, im Juni und September 2008. Später blickt der Therapeut zurück und schreibt dem inzwischen 18-jährigen Uli ermunternde Worte: Er glaube fest daran, dass Uli mehr und mehr die ihm entsprechende Form des Lebens finden werde und damit seinen Platz im Leben. Er habe im Lauf der Monate die Wertgestalten gesehen, die für Uli wichtig geworden sind, und er, Böschemeyer, sei überzeugt, dass sie sich heilend auswirken, „wenn du dich ihnen weiterhin zuwendest, wenn du sie leben lässt“ (S. 149).

Und Uli antwortet, was ihm die therapeutische Begleitung in Lüneburg bedeutet habe, nämlich: „Stärkung, mehr Selbstbewusstsein, inneres Gleichgewicht, Lebensfreude, Vertrauen, innere Ruhe“ (S. 151).

Auch die Wertimagination zielt letztlich auf die Erweckung der Selbstheilungskräfte, die in jedem Menschen schlummern, oft aber einen Anstoß oder mehrere Anstöße von außen brauchen, damit sie fließen und sich auswirken können.

Die ungewöhnliche therapeutische Begegnung mit Uli veranlasste den in Lüneburg wirkenden Uwe Böschemeyer dieses eigenartige Buch zu schreiben. Er schreibt, dass auch er sich dankbar fühle, und zwar dafür, „dass ich mit dir erleben konnte, was es bedeutet, nach einem Schicksalsschlag das Leben nicht nur zu behalten, sondern auch wieder bejahen zu lernen“ (S. 18). Über die Feststellung hinaus, dass das Buch lesenswert ist, hat der Rezensent für einige Momente den Wunsch zu erfahren: Wie geht es Uli wohl nach 5 Jahren? Ob da noch eine Fortsetzung dieses Buches möglich ist? Wenn ja, wäre das sozusagen die Dokumentation einer „Langzeittherapie“ im Sinne der Wertimagination.

*Otto Zsok*



**Elisabeth Lukas**, *Der Freude auf der Spur. Sieben Schritte, um die Seele fit zu halten*, München Zürich Wien: Verlag Neue Stadt, 157 Seiten, 14,95 Euro

In der Reihe LebensWert ist mit diesem Werk, in der Tat, ein lesenswertes Buch erschienen. Nach einer längeren Einleitung (S. 11–22), die sich wie ein schönes Präludium zum Thema Freude anfühlt, widmet sich Elisabeth Lukas den sieben Leitideen oder „Tipps“, welche geeignet sind, für die Seele wie „ein seelischer Kraftspender“ zu sein (was deutlich besser klingt als der Untertitel des Verlages, der allzusehr auf der Fitness-Welle schwimmt).

Tipp 1 bietet eine knappe Zusammenfassung über psychosomatische Zusammenhänge, über die man Bescheid wissen sollte. Kerngedanke hier ist, dass „die geistige Wahrnehmung von Werten, denen man mit Engagement und Freude dient, ein Verhütungsfaktor ersten Ranges für jegliches Aufwachen und Überkochen negativer Affekte“ (S. 29) sei. Gewiss kann Freude nicht herbeigezwungen werden, denn sie sei keine Magd des Willens, so E. Lukas. Andererseits gibt es einen Willen zur Freude im Menschen, – meint der Rezensent – analog dem Willen zum Sinn. Das bedeutet, dass ein Mensch, wenn er wirklich will, seinen Willen zur Freude so aktiviert, dass er „Ausschau nach Gründen zur Freude“ hält. Das wird zwar keine Freude herbeizwingen, sondern eher zu dem Resultat hinführen, dass sich jemand zutiefst freut. Freude aber überzieht seine „physischen und psychischen Schwachstellen mit einer Art ‚Schutzfolie‘, was ihm hilft, so manch peitschenden Stürmen und manch tristen Regenperioden seines Lebens zu trotzen“ (S. 30). Ein vortrefflicher Ausdruck, ein schönes Bild für die Freude: *Schutzfolie*, ja, warum nicht?

Tipp 2 entfaltet die Bedeutung der bewusst und sorgfältig gelenkten Aufmerksamkeit. E. Lukas webt hier geschickt die Methode der Dereflexion in ihren Gedanken ein und hebt hervor, dass durch diese Methode „seelische Ressourcen“ entdeckt werden, welche für die qualitativ bessere Zukunft der Einzelnen mobilisiert werden können. In einem kleinen Exkurs geht sie auf manche Probleme ein, die mit der Jugend zu tun haben und das Bewusstsein für die heilsame Kunst der Selbstbeschränkung schärfen will: Wenn Kinder und Jugendliche sich vom Althergebrachten befreien möchten, um eigenen Zukunftsströmungen zu folgen, haben sie zu lernen – vielleicht auch: muss man sie lehren – , „die *Autorität ihrer selbst* zu sein und sich mitten im Meer des Machbaren (...) freiwillig auf dasjenige zu beschränken, was ihnen und ihren Mitmenschen guttut und was vor ihrem Gewissen noch verantwortbar ist“ (S. 36). Die pädagogische Zwischenbemerkung ist für die Seelenhygiene außerordentlich fruchtbar. Die sogenannte *Fixierung*, welche von der Dere-

flexion korrigiert werden muss, bezieht sich heute nicht nur auf negative Erfahrungen, sondern gerade bei jungen Menschen auch auf die sog. „virtuelle Welt“, auf das „Abbild des Abbildes“, oft auch auf „Irrlichter in der Welt des Internets“. Die Aufmerksamkeit bewusst auf das Schöne und Glückspendende im Leben zu lenken – das ist ja gerade das Wesen der Dereflexion, – vollzieht sich in der Hinwendung zum Lebendigen: zum konkret Lebendigen in der Natur und in den zwischenmenschlichen Beziehungen wie auch in der großen inspirierten Kunst (Malerei, Literatur, Musik, Architektur usw.). Dazu passt die Leitlinie, eine Woche lang „*konsequent aufschreiben, was einem alles an Positivem begegnet*“ (S. 39). Hierher gehört auch die „*positive Abendbilanz vor dem Einschlafen*“, die auch seelisch gestörten Menschen ein Gefühl tiefer Geborgenheit vermitteln kann, wie die Autorin bemerkt. Wissend, dass jeder Mensch Stimmungsschwankungen, nervöse und unruhige, schwunglose und depressive Tage erlebt, empfiehlt sie als dereflektorische Übung, sich Tätigkeiten aufzuheben für „Unlust-Tage“, und zwar solche Tätigkeiten, die man gerne, mit Lust und Freude ausübt. Gegen die große Versuchung, sich mit anderen zu vergleichen, denen es besser geht als einem selbst, hilft E. Lukas zufolge, die eigenen Talente, Begabungen und Fähigkeiten zu stärken. Dieses Kapitel ist reich an Fallbeispielen. Man merkt beim Lesen, dass hier die Praktikerin, die Könnlerin und erfahrene Logotherapeutin schreibt, die weiß, weil sie es in drei Jahrzehnten Praxis erfahren hat, dass „Vorwärtsbewegungen“ nur mittels Stärken geschehen (S. 50.) Freilich fällt es schwer, das Positive auszuspähen, heißt es weiter. Es sind die Kraft des Willens und die Bindung des Herzens an das Gute vonnöten, wollen wir „Gewinner und Sieger“ bleiben im Kampf mit den negativen Gedanken und Ereignissen. Die letzte Fallgeschichte dieses Kapitels – die Problematik einer jungen Muslimin, die ein „strafendes Gottesbild“ in sich trägt – darf als Musterbeispiel für eine existenzanalytische und logotherapeutische Intervention gelten.

Tipp 3 empfiehlt dem Leser, auf Spekulationen, die das verstandesmäßige Denken nur allzu leicht in die Sackgasse führen, zu verzichten. Feine Ironie ist zu spüren aus den Sätzen: „Spekulationen finden auch rund um mein eigenes Fachgebiet statt. Die Geschichte der Psychologie und Psychotherapie ist voll davon. Mittlerweile sind echte Profis vorsichtiger geworden, was sich bei den ‚Halbprofis‘ leider noch nicht herumgesprochen hat“ (S. 67). Gemeint ist der bewusste Verzicht auf Ursachenforschung in solchen Fällen oder bei solchen Tatsachen, die zu komplex oder unabänderlich sind. Zu erfüllen und zu begreifen ist, dass „wissenschaftliche Aufklärung und göttli-

ches Geheimnis“ keine Gegenspieler sind, sie schließen sich nicht aus, sondern fordern als „Eckpunkte“ das Vertrauen heraus. Und das ist Akt einer Person.

Tipp 4 besagt, man soll gelegentlich innehalten und sein Leben neu starten. E. Lukas bietet hier ein Gleichnis an, dessen Verständnis voraussetzt, alles, was das Leben bietet, als Geschenk annehmen zu können und sich darüber bewusst zu sein, „dass ein Neuanfang immer nur in der Gegenwart stattfinden kann“ (S. 75). Die hier zu lesende Fallgeschichte aus der Praxis wird nicht jeder so deuten, wie die Autorin es tut. Seit einigen Jahren ist es in verschiedenen Kreisen der Psychologie und Psychotherapie „Mode“ geworden – vielleicht ist es auch unumgängliche Notwendigkeit –, „das Trauma“ anzuschauen, zu rekonstruieren, um es dann zu überwinden. Der Vorschlag der Autorin verweist auf eine andere Lösung und man wird sich damit persönlich auseinandersetzen müssen, um festzustellen, welcher Weg besser, effizienter zur Heilung führt.

Tipp 5 erzählt vom Rätsel des kleinen Glücks, das nichts ist, „was die Welt bewegt, es bewegt nur ein Herz“ (S. 98). Das ist sehr schön formuliert, denn, wie Blaise Pascal schon gesagt hat, *das Herz kennt Gründe* [zum Lieben und Glücklichen], die dem Verstand gar nicht zugänglich sind. Andererseits lässt sich in diesem Kontext ergänzend feststellen: Das Glück als *fortuna* ist eine „Sache“, und das Glück als *eudaimonia* (Aristoteles) ist eine andere „Sache“, die immer wieder von einem „Sinn-Grund“ genährt wird.

Und wenn der Sinn-Grund [eines Menschen] von Grund auf verletzt, erschüttert und vergiftet ist? Ich denke konkret an Gabriele Köpp, [Jahrgang 1930], die ein Buch veröffentlicht und darin offen und klar beschrieben hat, wie sie 1945 von russischen Soldaten zwei Wochen lang jeden Tag mehrmals vergewaltigt wurde. Erst mit 47 Jahren empfindet sie wieder so etwas wie ein „Liebesgefühl“ für einen Mann [für ihren Therapeuten], aber Liebe und Sexualität habe es in ihrem Leben nicht mehr gegeben, denn „für mich war das nur Gewalt“ (Gabi Köpp, „Warum war ich bloß ein Mädchen?“ München: Herbig Verlag 2010). Kann diese Frau ihr Dasein genießen? Im Sinne des Tipps 6, im Sinne der Freude als Therapeutikum? So sicher es ist, dass Freude als *Therapeutikum* für seelische Krankheit aufgefasst werden kann – ja, dass Freude „Tochter des Ewigen“ ist –, so unsicher ist es [zumindest in extrem traumatisierten „Fällen“], ob manche Menschen, wie Gabi Köpp, die Freudefähigkeit aktivieren können. Im Tipp 7 scheint E. Lukas darauf einzugehen, indem sie – einem spirituellen Bekenntnis ähnlich – betont: Selbst wenn nicht der geringste Grund zur Freude in Sichtweite ist – es gibt ihn (S. 135–

151). Ja, das ist wahr. Die Frage ist nur: Ist es auch *für mich* [für *mein eigenes Ich*, das immer noch, 65 Jahre später, unter der Vergewaltigung leidet] wahr?

Die Autorin schreibt: „Was kann eigentlich ein Nicht-vom-Leid-Betroffener einem [beispielsweise von der Vergewaltigung] Betroffenen vermitteln? Die besten ‚Tröster‘ bleiben allemal die Betroffenen selbst in Gegenseitigkeit. *Sie* verstehen einander. *Sie* sind die [wahren] ‚Wissenden‘, wohingegen die Nicht-Betroffenen die ‚Unwissenden‘ sind und bleiben, bei allem Mitgefühl, das sie aufbringen mögen. Es ist ein unüberbrückbarer Unterschied, ob man selbst von einem Leid betroffen ist oder nicht. Insofern steht der leidende Mensch stets in totaler Einsamkeit mit seinem Schmerz da“ (S. 137).

Letztlich kann man nur durch eine vom „ewigen Logos“ her inspirierte und durchfühlte Spiritualität die „tragische Trias“ (Leid, Schuld und Tod) überwinden, indem man den Kontrapunkt setzt: das heitere Trio (Freude, Dankbarkeit und Humor). Dass dabei die Dichtkunst sehr förderlich sein kann und ist [ebenso wie die große Musik], zeigt E. Lukas anhand der Metapher der Engel in Anlehnung an die Oper „Hänsel und Gretel“ von E. Humperdinck.

Das Buch der sieben Schritte ist lesenswert. Für Logotherapeuten wie für Nichtlogotherapeuten, für Menschen, die bemüht sind, die Stärkung der Seelenkräfte bei sich selbst voranzutreiben.

Otto Zsok

**Peter Stamm:** *Sieben Jahre*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. Main, 2009, 297 Seiten, 18,95 Euro

Dieses Buch ist ein Eheroman. Wer Romane zum Thema Beziehungen gern liest, bekommt hier einiges zu denken, aber nicht unbedingt Antworten.

Alex, der Ich-Erzähler des Buches ist ein erfolgreicher Architekt. Während des Studiums lernt er die bezaubernde Sonja kennen, die ebenfalls Architektur studiert. Sie ist ehrgeizig, ambitioniert, kommt aus guten Haus und ist von unübersehbarer Attraktivität. Und doch erscheint sie dem Leser im Laufe des Buches spröde, fast ungelenkt, was herzliche Beziehungen angeht. Auf der Sach- und Karriereebene ist sie mehr zu Hause. Warum die beiden heiraten, ob sie gut zusammen passen, ist eine eher unklare Angelegenheit. Äußerlich aber hat alles seinen Sinn und seine Ordnung. Als perfektes Paar leiten sie ein erfolgreiches Architekturbüro, wohnen am Starnberger See und führen ein angenehmes Leben. Nur der Kinderwunsch Sonjas bleibt unerfüllt.

Doch Alex hat auch noch ein anderes Leben. Während seiner Studenzeit hat er nicht nur Sonja, sondern auch Iwona kennengelernt. Die Polin Iwona, die illegal ohne Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland lebt, ist hässlich, plump, ungebildet, einem fundamentalen Katholizismus zugetan und absolut wortkarg. Sie wird mit so autistischen Zügen beschrieben, mit so viel abstoßenden Worten bedacht, dass der Leser nicht die geringste Sympathie für diese Frau aufbringen kann im Gegensatz zu Sonja, die die Grazie einer Audrey Hepburn oder Grace Kelly ausstrahlt.

Und doch wird Alex immer wieder zu Iwona gehen, auch wenn er sieht, dass es nichts gibt, was sie verbindet, obwohl er sie verachtet. Er kann sich der stummen Hingabe von Iwona, ihrer bedingungslosen dumpfen Liebe, die sie für ihn hegt, nicht entziehen. Alex fühlt sich frei und lebendig bei Iwona. Warum das so ist, bleibt ihm ein Rätsel. Nicht anders ergeht es dem Leser, der Schwierigkeiten hat, diese Obsession nachzuvollziehen.

Aber vielleicht ist es ja gerade die Aufgabe des Schriftstellers, darauf hinzuweisen, dass der Mensch ein unberechenbares Wesen ist, im letzten ein Geheimnis, das man nicht enthüllen kann, weil es einen einzigartigen Zugang zur Welt in sich trägt. Nicht alles, was man fühlt, was einem gut tut, was einen befriedigt, aber auch, was einen abstößt, kann man in Kategorien verpacken, mit dem Verstand erklären und einordnen.

Andererseits kann man sich nicht der Verantwortung entziehen für sein Tun, und man zahlt für seine Taten immer einen Preis. Auch Alex wird ge-

zwungen, eine Entscheidung zu treffen, denn Iwona, die erzkatholische Polin, und nicht Sonja erwartet ein Kind von ihm.

Am Ende des Romans steht Alex am Flughafen in einer Mischung aus Angst und Erleichterung befangen, mit dem Wunsch wegzugehen, nie mehr zurückzukommen und irgendwo neu anzufangen:

*Es roch nach verbrannten Kerosin. All das, der Geruch, der Lärm, das spärlicher werdende Licht, erzeugte in mir ein übermäßiges Fernweh, den Wunsch wegzugehen und nie mehr zurückzukehren, irgendwo neu anzufangen in Berlin oder Österreich oder in der Schweiz ... ich lehnte mich mit dem Rücken an das nach außen geneigte Glas und hob den Kopf und sah über mir den leeren Himmel, der mir auf fast absurde Weise schön zu sein schien.*

Eine typische Midlifecrisis. nach dem Motto: Alles verloren und alles wieder möglich?

Sinnleere projiziert auf einen leeren Himmel. Kein tragender Wert hilft Alex in seinem Dilemma. Die Spannung des Romans entzündet sich an der Frage: Kann Alex seinen Konflikt lösen, und für welche Frau wird er sich entscheiden? Mitreißend geschrieben und zu lesen, ist der Roman ein beklemmendes Spiegelbild unserer gesellschaftlichen Realität, die statt Verantwortung, Entschlusskraft und Bindungsfähigkeit auf ein endloses Provisorium, auf Optionen und auf ein Jedes-Hintertürchen-offen-Halten setzt.

Aber man fragt sich auch etwas erstaunt: Sind wir wirklich so hilflos, so unfähig, unseres Glückes Schmied zu sein?

Cornelia Schenk

**Philip Roth**, *Jedermann/Everybody*, Carl Hanser Verlag, München 2006, 172 S., 17,90 Euro

Das Buch ist – das liegt in der Natur der Dinge – aus einer sehr männlichen Perspektive geschrieben worden. Es beleuchtet die fast lebenslängliche Auseinandersetzung eines Mannes mit seinem körperlichen Zerfall.

Mit einem gewaltigen Paukenschlag eröffnet Philip Roth die Ouvertüre seines Romans, indem er auf die biographisch angemessene, chronologische Reihenfolge verzichtet und mit der Beerdigung seiner Titelfigur *Jedermann* beginnt.

Von der ersten Seite an, lässt er den Leser nicht im Unklaren darüber, dass Jedermann den Kampf gegen Alter und Verfall nicht gewonnen hat, und wie für Jedermann, so wird es für jeden von uns enden, egal wie sehr wir zeitlebens dagegen ankämpfen.

Das hat schon eine gewisse symbolische Wucht, aber auch literarische Raffinesse, den Endpunkt menschlichen Lebens als Anfangskapitel zu wählen. Da kann man schon ins Grübeln kommen. Ob der Tod hier nicht als Neubeginn statt als Schlusspunkt gemeint sein könnte? Ob sich hier nicht der Kreis von Anfang und Ende schließt zum ewigen Kreislauf? Um mit Bert Brecht zu sprechen: *Neu beginnen, kannst du mit dem letzten Atemzug*. Nun, wenn man weiter liest, so merkt man, dass dem Autor spirituelle oder philosophische Winkelzüge fern liegen.

Vor der Dominanz körperlichen Zerfalls, der den stets drohenden Tod als Begleiter im Schlepptau hat, weichen die biographischen Daten Jedermanns fast ins Beiläufige zurück. Sie beziehen sich auf ein durchschnittliches, typisch amerikanisches Mittelstandsleben. Aus kleinen, aber behüteten Verhältnissen stammend, arbeitet sich Jedermann zum erfolgreichen Werbemanager empor, vergisst seine jüdische Religion und ersetzt sie durch pragmatisches Verhalten. Er heiratet dreimal, hat zwei Söhne, die ihn verachten und seine Tochter Nancy, die er vergöttert. Dazwischen liegen Jedermanns Sex-Affären, wie sie eben in der schillernden Branche der Werbung üblich sind.

Der Held des Buches erweist sich hier als verführbar und setzt lieber seine intakte zweite Ehe aufs Spiel, als auf seine männlichen Eskapaden zu verzichten. Die vom Autor mit routinierter Anschaulichkeit beschriebenen Sexszenen entspringen letztendlich dem gleichen menschlichen Makel – um mit einem anderen Buchtitel des berühmten Autors zu sprechen – wie Jedermanns zunehmende Herzerkrankungen, nämlich der Schwäche des Fleisches.

Dennoch ist Jedermann kein unangenehmer, eitler oder aufgeblasener Charakter. Er erkennt in sich das Normale und Durchschnittliche, liebt eher die

ruhige Beständigkeit als revolutionäre Umstürze in seinem Lebensablauf und gibt so – wie der Buchtitel bereits vorwegnimmt – einen perfekten Jedermann ab, der dem Leser einen Spiegel vorhält.

Das Buch liest sich angenehm, weil sprachlich brillant geschrieben, aber sein Inhalt deprimiert. Denn es fehlt – wie eingangs angedeutet – eine selbst-transzendente Dimension, die den körperlichen Einschränkungen Jedermanns bis hin zu seinem Tod, der ihn bei seiner letzten Herzoperation ereilt, einen Sinn verleihen könnte.

Die Biographie seines Lebens, die zunehmende Vereinsamung und Angst suggeriert die vollkommene Bedeutungslosigkeit eines durchschnittlichen Menschenlebens. Letztlich scheinen nicht berufliche Erfolge oder ein geglücktes Privatleben das Leben des Menschen mit Wert und Sinn zu erfüllen. Das alles wird zunichte gemacht durch die Vergänglichkeit des Fleisches.

In den anrührendsten Passagen des Buches findet der Leser seine eigenen wohlbekannten Regungen wieder: die Hilflosigkeit im Angesicht von Schmerzen und Krankheit, das vergebliche Bedürfnis nach Trost und Zuwendung, die Angst, seine Identität an die Krankheit zu verlieren und ein alles überwältigendes Gefühl der Scham, anders zu sein als die anderen. Diese Ausschnitte zeigen in bestürzender Authentizität, was jedermann schon erfahren und durchgemacht hat.

Um so offener bleibt die Frage, wie so ein säkulares Leben anders als in einem Zustand der Panik und der Angst zu ertragen sei. Wäre denn Jedermanns Leben anders verlaufen, hätte er ihm einen Wert, einen Sinn zuerkannt, der zwar außerhalb menschlichen Wissens in der Transzendenz wurzelt, aber doch erfahr- und erlebbar sein kann? Dieses Gnadengeschenk versagt der Autor seinem Jedermann, und so endet das Buch mit den lapidaren Sätzen:

*Herzstillstand. Er war nicht mehr, befreit vom Sein, ging er ins Nichts, ohne es auch nur zu merken. Wie er es befürchtet hatte von Anbeginn.*

Cornelia Schenk



**Oscar Brenifier:** Buchreihe „*Philosophieren mit neugierigen Kindern*“, aus dem Französischen von Tobias Scheffel, Boje Verlag, Köln, 2010, je 96 Seiten, je 14,95 Euro.

Band 1: „Ich – Was ist das?“, Illustrationen von Aurélien Débat,

Band 2: „Glück – Was ist das?“, Illustrationen von Catherine Meurisse,

Band 3: „Gut und Böse – Was ist das?“, Illustrationen von Clément Devaux.

Kinder sind Weltmeister im Fragenstellen. Und sie stellen mit Vorliebe gerade solche Fragen, auf die es mehrere Antworten oder gar keine Antwort gibt – philosophische Fragen eben. Wer weiß schon genau, was *Ich* eigentlich bedeutet, ob man glücklich sein kann, ohne es zu merken oder ob man lieber verhungern soll, anstatt andere zu bestehlen?

Der französische Philosoph Oscar Brenifier hat solche originellen philosophischen Fragen in seinen ersten drei Ausgaben „Ich – Was ist das?“, „Glück – Was ist das?“ und „Gut und Böse – Was ist das?“ der Reihe „Philosophieren mit neugierigen Kindern“ gesammelt. Seine Bücher richten sich an Leser ab etwa 8 Jahren, deren Eltern und Lehrer. Oscar Brenifier ist Doktor der Philosophie und einer der bekanntesten Philosophen unserer Zeit. Er veranstaltet in zahlreichen Ländern Seminare und Workshops für Kinder und Erwachsene. Die neue Buchreihe ist international derart erfolgreich gestartet, dass sie bereits in mehr als 20 Sprachen übersetzt wurde.

Ihren ganz eigenen Reiz erhalten die Bücher durch hinreißende mehrfarbige Illustrationen im Comic-Stil. Besonders im Auftaktband der Reihe „Ich – Was ist das?“ und im dritten Band „Gut und Böse – Was ist das?“ erschließen die ganzseitigen Bilder auf humorvolle Weise den philosophischen Gehalt der Kinderfragen. Auf die Frage: „Betrachtest du dich gern im Spiegel?“ sieht man ein bebrilltes Kerlchen mit roten Sommersprossen. Es küsst sein eigenes Spiegelbild und liefert eine mögliche Antwort gleich mit: „Ja, weil ich schön bin.“ Diese Antwort wird in typisch philosophischer Manier („Ja, aber ...“) mehrfach hinterfragt, z.B. „Bist du schön oder findest du dich schön? oder „Findest du dich schön, weil du dich magst?“

Der Aufbau jedes Buches ist identisch: Der übergreifenden Frage des Titels werden jeweils sechs Themen untergeordnet. Diese Themen sind in einem praktischen Daumenregister angeordnet, in welchem jeder Reiter zur besseren Orientierung eine andere Farbe besitzt. Zu jedem Thema gibt es eine philosophische Frage mit mehreren Antwortmöglichkeiten. Diese sind aber keine abschließenden Antworten, sondern sie werden selbst zum Ausgangspunkt für wieder neue Fragen. Zu jedem Thema findet sich ein Anhang, der das Wichtigste zusammenfasst und weiterführende Aspekte zu bedenken gibt.

Er eignet sich sehr gut als Nachbereitung, aber auch als Vorbereitung für kinderphilosophische Projekte. Leider sind die Zusammenfassungen recht knapp gehalten, Hinweise auf weiterführende Literatur wären sinnvoll gewesen.

Die drei Bücher haben dennoch einen hohen Nutzwert, denn ihre Sprache ist klar und verständlich und die Fragen entstammen der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen. Erwachsene können sich mit Hilfe dieser Bücher in die Denkweise von Kindern einfühlen und sich so auf spannende Diskussionen vorbereiten. Vielleicht bekommen sie auch selbst Lust, manche Lebenslage einmal unter philosophischem Gesichtspunkt zu betrachten. Deswegen können die Bücher auch Beratern und Therapeuten wertvolle Impulse bieten. „Führt Genuss automatisch zum Glück?“ oder „Können Schwierigkeiten dir dabei helfen, mehr du selbst zu sein?“ sind Anstöße, die möglicherweise auch festgefahrene Verhaltensmuster zu lockern vermögen.

Deutlich wird, dass es beim philosophischen Fragen keine richtige oder falsche Antwort gibt, sondern dass es auf die jeweilige Perspektive ankommt. „Das Denken ist ein Weg, der kein Ende kennt“, schreibt der Autor im Vorwort. „Man kann eine Frage auch als solche mögen, einfach nur, weil es eine interessante Frage ist, weil sie ein interessantes Problem zum Ausdruck bringt, das Sinn und Wert hat. So werden die Fragen nach dem Leben, der Liebe, dem Schönen oder dem Guten immer offene Fragen bleiben.“

Die Bücher machen Kindern und Erwachsenen Mut, ihre eigenen Fragen ernst zu nehmen. Sie zeigen ihnen, dass Nachdenken nicht langweilig oder abgehoben sein muss, sondern Spaß machen darf. Anschaulich und mit Augenzwinkern erwerben kleine und große Leser mit diesen Büchern die Fähigkeit, ihre eigenen Überzeugungen zu begründen und gegenüber Andersdenkenden Toleranz zu entwickeln.

*Rena Cornelia Lange*

## V. DGLE-NACHRICHTEN

Nachruf:

### **„Das Leben ist ein Paradies, zu dem wir den Schlüssel finden können“**

Zum Tode von Prof. Dr. med. Nossrat Peseschkian

Aus einem vollen und erfüllten Leben heraus, nach einem arbeitsreichen Tag starb Prof. Dr. med. Nossrat Peseschkian in seinem 77. Lebensjahr in der Nacht zum 27. April 2010 unerwartet an Herzversagen. Hunderte von sehr betroffenen Menschen gaben ihm am 3. Mai 2010 auf einem kleinen Friedhof in Wiesbaden das letzte Geleit und versammelten sich anschließend zu einer Trauerfeier im Wiesbadener Kurhaus.

Prof. Peseschkian, der Viktor Frankl schon in den achtziger Jahren kennen gelernt hatte, war ein gern gesehener Gast auf logotherapeutischen Veranstaltungen. Unvergessen ist vielen sein Vortrag „Das Leben ist ein Paradies, zu dem wir den Schlüssel finden können“, den er im Rahmen des Jubiläumskongresses der DGLE und GLE-Ost zum 100. Geburtstag von Viktor E. Frankl 2005 im Mainzer Rathaus hielt. Das Menschenbild verband diese beiden Psychiater. Eine Geschichte („Nur den Samen“), die der begnadete Erzähler Nossrat Peseschkian in seinem Buch „Auf der Suche nach Sinn“ festgehalten hat, macht dies besonders deutlich:

*Ein junger Mann betrat im Traum einen Laden. Hinter der Theke stand ein älterer Mann. Hastig fragte er ihn: „Was verkaufen Sie mein Herr?“ Der Weise antwortete freundlich: „Alles, was Sie wollen.“ Der junge Mann begann aufzuzählen: „Dann hätte ich gerne die Welteinheit und den Weltfrieden, die Abschaffung von Vorurteilen, Beseitigung der Armut, mehr Einheit und Liebe zwischen den Religionen, gleiche Rechte für Mann und Frau und ... und ...“ Da fiel ihm der Weise ins Wort: „Entschuldigen Sie, junger Mann, Sie haben mich falsch verstanden. Wir verkaufen keine Früchte, wir verkaufen nur den Samen.“*

Mit seinen orientalischen Geschichten, die er für die Therapie nutzbar machte („Der Kaufmann und der Papagei“), hat Peseschkian weltweit Menschen erfreut und ihnen geholfen. Im Iran geboren und dort aufgewachsen kam er 1954 nach Deutschland, wo er Medizin in Freiburg, Frankfurt und Mainz studierte. Nach seiner Facharztweiterbildung (Neurologie, Psychiatrie), der Promotion und vielfältigen psychotherapeutischen Weiterbildungs-

gen eröffnete er 1968 eine Tagesklinik in Wiesbaden. Gleichzeitig entwickelte er auf dem Gebiet der Tiefenpsychologie eine rege Tätigkeit als Dozent und Autor, was annähernd 30 Bücher bezeugen. Seine unermüdliche Arbeit führte schließlich zur Entwicklung der „*Positiven Psychotherapie*“, die heute in etwa 100 Zentren in mehr als 30 Ländern gelehrt wird. Aus der kleinen Wiesbadener Tagesklinik sind inzwischen wichtige Einrichtungen entstanden wie z.B. die „Internationale Akademie für Positive und Transkulturelle Psychotherapie (IAPP)“, die „Stiftung Professor Peseschkian“, die „Wiesbadener Akademie für Psychotherapie (WIAP)“, die „Deutsche Gesellschaft für Positive und Transkulturelle Psychotherapie (DGPP)“, die „European Federation of the Centers of Positive Psychotherapy“ und das „Internationales Zentrum für Positive Psychotherapie (ICPP)“.

Wie Viktor Frankl vor ihm hat Nossrat Peseschkian erkannt, dass Humor in der Psychotherapie als Heilmittel angewendet werden kann. Er besaß – wie Frankl – die Fähigkeit zu lachen und sich an lustigen Dingen im Leben zu erfreuen. Wer ihn gekannt hat, vermag sich nicht vorzustellen, dass auch nur ein Patient sein Sprechzimmer verließ, ohne wenigstens ein Mal gelacht zu haben. „Humor ist das Salz des Lebens. Wer gut gesalzen ist, bleibt lange frisch.“ Dies ist einer der vielen Sinnsprüche, die Peseschkian in seinen Publikationen hinterlassen hat.

Eine weitere Weisheit „Es gibt keinen Fahrstuhl zum Glück – man muss die Treppe nehmen!“ führt uns direkt zu einem neuen Buch, das als ein besonderes Vermächtnis anzusehen ist: „Die Treppe zum Glück“. Zusammen mit seinem langjährigen Kollegen und Freund Raymond Bategay verfasste er hier ein Werk, in dessen Mittelpunkt das Menschenbild der Positiven Psychotherapie steht. Die beiden Autoren geben – unabhängig voneinander – Antworten auf 50 Fragen, die alle Ebenen und Kontexte des Menschseins berühren. Tief bewegt nahmen die Teilnehmer der Trauerfeier dieses Buch in Empfang – als Geschenk von Nossrat Peseschkian, der zu Lebzeiten so verfügt hatte, und dadurch über seinen Tod hinaus als derjenige erschien, der er ein ganzes Leben lang war: ein liebender und gebender Mensch!

Die dem Humanismus verpflichtete Psychotherapie hat einen großen Verlust erlitten ...

*Randolph Ochsmann*

### **Stellungnahme der Sektion Medizin/Psychotherapie zur Frage nach der Anerkennung der Logotherapie als Richtlinientherapie**

Wir wollen die Anerkennung der Logotherapie als anerkanntes Verfahren und damit die Abrechenbarkeit über die Krankenkassen. Aber wir wollen sie nicht um jeden Preis. Das heißt, wir wollen sie keinesfalls unter Verzicht auf das Spezifikum der Logotherapie.

Dieses Spezifikum ist die Fokussierung auf die einmalige, unaufhebbare geistige Person des Klienten/Patienten. Daraus folgt, dass Logotherapeuten nicht objektivieren, sondern subjektivieren aus Achtung vor der einmaligen Würde ihres Gegenübers. Daher muss jede Heilung als Unikat gelten. Insofern setzen wir der Tendenz nach immer stärkerer Objektivierung die Forderung nach immer stärkerer Individualisierung entgegen, d.h. nach Anerkennung der Einzigartigkeit des geistbegabten Menschen, der in Korrespondenz mit seinem individuellen Gewissen steht.

In den derzeit geltenden Psychotherapierichtlinien (unter <http://www.bptk.de/service/rechtsquellen/92808.html>) wird die Logotherapie in Anlage 1, 3., unter jene Verfahren eingereiht, die die Erfordernisse der Psychotherapierichtlinien nicht erfüllen (zusammen mit Gesprächspsychotherapie, Gestalttherapie, Psychodrama, Respiratorisches Biofeedback, Transaktionsanalyse). Auf Anfrage wurde mitgeteilt, dass hier alle jene Verfahren aufgeführt werden, die jemals einen Antrag auf Anerkennung bei der Bundesärztekammer gestellt haben. D.h., ein Verfahren, das noch nie einen Antrag gestellt hat, erscheint in dieser Liste nicht.

Damit ein Verfahren anerkannt wird, müssen Studien eingereicht werden (darüber informiert [www.wbpsychotherapie.de](http://www.wbpsychotherapie.de)). Gute Studien kann man aber nicht einfach „machen“. Die klassischen Studien objektivieren in einer Weise, die dem Menschenbild der Logotherapie nicht entspricht. Ob andere Psychotherapierichtungen mit einem anderen Menschenbild sich da leichter tun, können wir nicht beurteilen. Soweit uns bekannt, setzen sie sich mit derselben Problematik auseinander. Gute Studien müssen sorgfältig geplant und ethisch verantwortlich durchgeführt, die Ergebnisse statistisch korrekt ausgewertet und dann auch richtig interpretiert werden. Therapieforschung setzt daher nicht nur ein hohes Maß an Engagement der Mitarbeiter voraus, sondern auch mindestens ein universitäres Institut mit entsprechenden Forschungsmitteln als Instrument. Leider befindet sich unseres Wissens unter den Mitgliedern der DGLE weder ein Lehrstuhlinhaber noch ein Universitäts-Institutsleiter mit entsprechender Erfahrung und Ausstattung.

Doch selbst, wenn diese Bedingungen sämtlich erfüllt sind, kann die Anerkennung noch an der Enge der deutschen Psychotherapierichtlinien scheitern, wie die erneute Antragstellung und Ablehnung der Gesprächspsychotherapie bewiesen hat. Nichtsdestoweniger werden in der Logotherapie derzeit Studien durchgeführt (vgl. Cimpa in Existenz und Logos, Heft 16/2008, S. 13–28) und die Ergebnisse bereits vorhandener Studien gesammelt.

Aufmerksam verfolgen wir ferner, wie sich das bestehende Gesundheitssystem weiterentwickeln wird. Derzeit arbeitet es mit Faktoren, die sich in das logotherapeutische Menschenbild nur schwer integrieren lassen.

Aus all dem ergeben sich für uns folgende Konsequenzen

nach außen:

- Konsequentes Vertreten des logotherapeutischen Menschenbilds;
- Aufstellen von spezifisch logotherapeutischen Evaluierungskriterien;
- Sich-Vernetzen mit jenen humanistischen Therapieformen, die dem Menschenbild der Logotherapie nahe kommen.

nach innen:

- Die logotherapeutische Weiterbildung auf eine Weise fundieren, die den Eindruck transportiert, dass wir kennen, womit wir uns auseinandersetzen und wovon wir uns explizit abgrenzen.

*Für die Sektion:*

*Renate Deckart, Peter Heidger, Gottfried Matthias Spaleck, Peter Suchla  
(Moderatorenteam)*

**Veranstaltungen:**

1./2. April 2011: „**Du kannst dem Sinn nicht ausweichen**“. Existenz als Herausforderung für den Einzelnen und die Gesellschaft – Jubiläumskongress zum 25-jährigen Bestehen des Süddeutschen Instituts für Logotherapie und Existenzanalyse in Fürstenfeldbruck.

Veranstaltet zusammen mit der „Logos und Ethos Stiftung für Logotherapie und Existenzanalyse“, München.

Ort: Kulturzentrum Fürstenfeld Nr. 12, 82256 Fürstenfeldbruck.

Ausführliche Informationen unter [www.logotherapie.de](http://www.logotherapie.de)  
oder Tel.: 08141/18041

## HINWEISE FÜR AUTORINNEN UND AUTOREN DER ZEITSCHRIFT EXISTENZ UND LOGOS

---

Bitte richten Sie Ihre Artikel, Briefe, Anregungen, Fragen und Kritiken zur Zeitschrift an den Schriftleiter (unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt).

**Dr. Peter Suchla**  
Scheffelstr. 30  
**79102 Freiburg**  
Tel: 0761 / 77701  
Email: suchla@web.de

In der Regel nimmt die Redaktion nur Arbeiten an, die zuvor weder im Inland noch im Ausland veröffentlicht worden sind. Ausnahmen gelten in begründeten Fällen nur nach Absprachen.

WIE SOLL IHR MANUSKRIFT VERSCHICKT WERDEN?

- **Originalmanuskripte** senden Sie bitte grundsätzlich entweder als **Papierausdruck mit einer Diskette oder als Email-Anhang. Speichern Sie bitte Ihr Dokument als \*.rtf** - Datei ab. Dieses Rich-Format finden Sie in jedem Textprogramm (z.B. Word).

- **Bilder und Grafiken**, die aus einer WORD-Textdatei kopiert werden, sind in der Druckqualität **immer unbefriedigend!**

- **Wenn kein eigener Scan vorhanden ist, legen Sie die Bilder als Original oder Schwarz-Weiss-Kopie in bester Qualität dem Ausdruck der Textdatei bei.** Einscannen und Rastern übernimmt dann Herr Keller im Rahmen seiner Layoutarbeit.

Mit der Annahme des Manuskripts zur Veröffentlichung in der Zeitschrift geht das **Copyright** an die Deutsche Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse e.V. über. Nachdruck oder sonstige Vervielfältigung setzt in jedem Fall die Genehmigung durch die Redaktion voraus.

Für die **Rücksendung** unverlangter Rezensionsexemplare übernehmen wir keine Gewähr.